

SUPERVISION

Theorie – Praxis – Forschung

Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift
(peer reviewed)

2001 gegründet und herausgegeben von:

Univ.-Prof. Dr. Dr. Dr. **Hilarion G. Petzold**, Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Naturtherapien und Kreativitätsförderung, Hückeswagen, Donau-Universität Krems, Institut St. Denis, Paris, emer. Freie Universität Amsterdam

in Verbindung mit:

Univ.-Prof. Dr. phil. (emer.) **Jörg Bürmann**, Universität Mainz

Prof. Dr. phil. **Wolfgang Ebert**, Dipl.-Sup., Dipl. Päd., Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Hückeswagen

Dipl.-Sup. **Jürgen Lemke**, Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Düsseldorf

Prof. Dr. phil. **Michael Märten**, Dipl.-Psych., Fachhochschule Frankfurt a. M.

Univ.-Prof. Dr. phil. **Heidi Möller**, Dipl.-Psych. Universität Innsbruck

Lic. phil. **Lotti Müller**, MSc., Psychiatrische Universitätsklinik Zürich, Stiftung Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit; Rorschach

Dipl.-Sup. **Ilse Orth**, MSc., Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Hückeswagen

Prof. Dr. phil. (emer.) **Alexander Rauber**, Hochschule für Sozialarbeit, Bern

Dr. phil. **Brigitte Schigl**, Department für Psychotherapie und Biopsychosoziale Gesundheit, Donau-Universität Krems

Univ.-Prof. Dr. phil. **Wilfried Schley**, Universität Zürich

Dr. phil. **Ingeborg Tutzer**, Bozen, Stiftung Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper, Hückeswagen. Supervision ISSN 2511-2740.

www.fpi-publikationen.de/supervision

SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung

Ausgabe 12/2018

„Reflexive Sinnlichkeit“ (Dreitzel) - „Emotionale Intelligenz“ (Goleman) -
„sinnliche Reflexivität“ (Petzold)

Schlagworte oder nützliche Konstrukte für die Ausbildung in der
Verwaltung und generell für die Praxis der Supervision?

*Bärbel Bischoff, Offenbach**

* Aus der „Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Naturtherapien und Kreativitätsförderung“ (EAG), staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Prof. Dr. phil. Johanna Sieper, Hückeswagen. Mail: forschung@integrativ.eag-fpi.de, oder: info@eag-fpi.de), Information: <http://www.eag-fpi.com>. Arbeitspapier 2006. Aus der EAG-Weiterbildung „Integrative Supervision und Organisationsentwicklung“.

Inhaltsverzeichnis

- I. Einführung
- II. Das Konzept der „reflexiven Sinnlichkeit“ (Dreitzel)
 - II.1. Grundaussagen zur Gestalttherapie
 - II.2. Historischer Kontext: Das Schicksal der Sinnlichkeit im Prozess der Zivilisation
 - II.3. Der Kontaktprozess in der Mensch/Umwelt- Interaktion
 - II.4. Die emotionale Orientierung: Zur Bedeutung der Gefühle im Kontaktprozess
 - II.4.1. Unterdrückung und Vermeidung von Gefühlen
 - II.4.2. Nachfühlen und Sich- Einfühlen: Die Formen der Empathie
 - II.4.3. Katharsis: Zum Verhältnis von Engagement und Distanz im emotionalen Erleben
- III. Das Konzept der „emotionalen Intelligenz“ (Goleman)
 - III.1. Begriffsbestimmung
 - III.1.1. Die eigenen Emotionen kennen (Selbstwahrnehmung)
 - III.1.2. Emotionen handhaben (Selbstregulierung)
 - III.1.3. Emotionen in die Tat umsetzen (Selbstmotivation)
 - III.1.4. Empathie
 - III.1.5. Umgang mit Beziehungen (soziale Fähigkeiten)
 - III.2. Sinn und Bedeutung (Nutzen) von Emotionen
 - III.3. Der Erkenntnisprozess aus neurophysiologischer Sicht
 - III.4. Emotionale Intelligenz am Arbeitsplatz
 - III.5. Entwicklung von Programmen zur emotionalen Erziehung
 - III.6. Die Bedeutung des Konzeptes der „emotionalen Intelligenz“ bei der Erstellung von Beurteilungskriterien
 - III.6.1. Soft-skills: Persönlichkeitsmerkmale, Merkmale zum sozialen Verhalten
 - III.6.2. Das Fördergespräch
 - III.6.3. Der Beurteilungsbogen
 - III.6.4. Auswertung
- IV. Das Konzept der „sinnlichen Reflexivität“ (Petzold)
 - IV.1. Metatheoretische Reflexionen
 - IV.2. Tree of Science
 - IV.2.1. Erkenntnistheorie
 - IV.2.2. Anthropologie
 - IV.2.3. Gesellschaftstheorie
 - IV.2.4. Ethik
 - IV.2.5. Ontologie

IV.3. Das Konzept der „sinnlichen Reflexivität“ in seiner Bedeutung für die Praxis der Supervision

IV.3.1. Das Konzept des „reflexiven Managements“

IV.3.2. Das Konzept des „komplexen Lernens“ und ihre Bedeutung in der Supervision

IV.3.3. Mehrperspektivität als Metakonzept

IV.3.4. „Hyperexzentrizität“ durch metahermeneutische Triplexreflexion“

V. Zusammenfassung

VI. Literatur

I. Einführung

„Reflexive Sinnlichkeit“, „sinnliche Reflexivität“ - werden hier Begriffe lediglich vertauscht? Sinnlichkeit? Sinnlich? – Wahrnehmen mit allen Sinnen oder geht es hier um Erotik?

„Emotionale Intelligenz“ – Ja, schon mal gehört. Irgendeine Abgrenzung zur kognitiven Intelligenz, zum Intelligenzquotient?

Diese und ähnliche Aussagen habe ich im Freundes- und Kollegenkreis gehört, als ich das Thema meiner Hausarbeit vorstellte. Handelt es sich hierbei lediglich um Schlagworte oder vielleicht um nützliche Konzepte für die Praxis der Supervision? Um diese Frage zu klären, werde ich zunächst die spezifischen Sichtweisen der drei Autoren Dreitzel, Goleman, Petzold zum gesellschaftlichen und historischen Kontext und die jeweiligen Konzeptinhalte vorstellen.

Um einen Bezug zur Ausbildung in der Verwaltung herzustellen, überprüfe ich, inwieweit der in der Deutschen Rentenversicherung Hessen eingesetzte Beurteilungsbogen für die Nachwuchskräfte neben der fachlichen Kompetenz auch Aufschluss über die „emotionale Intelligenz“ im Sinne von Goleman gibt.

Abschließend geht es um die Beantwortung der Eingangsfrage, inwieweit diese Konzepte für die Praxis der Supervision Relevanz haben.

Hierbei konzentriere ich mich auf das von Petzold entwickelte Konzept der „sinnlichen Reflexivität“, welches auf den wesentlichen und zentralen Konzepten des Integrativen Ansatzes basiert. Eingehen werde ich hierbei auf das Ko-respondenzmodell, die Metatheorien des Tree of Science, das Metamodell der Mehrperspektivität und die metahermeneutische Triplexreflexion. Anhand Petzolds Konzepten des „reflexiven Managements“ und des „komplexen Lernens“ wird abschließend die Bedeutung der „sinnlichen Reflexivität“ für die Praxis der Supervision im Integrativen Ansatz aufgezeigt.

II. Das Konzept der „reflexiven Sinnlichkeit“ (Dreitzel)

Im Vorwort seiner Arbeit „Reflexive Sinnlichkeit – Mensch, Umwelt, Gestalttherapie“ (1992) führt Hans Peter Dreitzel zwei Motive an, die maßgebend an der Auseinandersetzung mit diesem Thema beteiligt waren. Ihm geht es sowohl um die Klärung und Verdeutlichung bestimmter Aspekte der gestalttherapeutischen Theorie als auch um die Fragestellung, inwieweit Gestalttherapie zum Verständnis und zur Heilung der immer bedrohlicher werdenden Umweltzerstörung beitragen kann.

Der zweite Band des Buches „Gestalt Therapy“ von Frederik Perls, Ralph Hefferline und Paul Goodman ist die Hauptgrundlage Dreitzels Arbeit. Dieser Band enthält in seinen vier letzten Kapiteln die Theorie des Kontaktprozesses, die nach Dreitzels Auffassung das Herzstück der gestalttherapeutischen Theorie darstellt.

II.1. Grundaussagen zur Gestalttherapie

Wodurch sich Gestalttherapie wesentlich definiert und wie sie sich von anderen Therapieformen unterscheidet, beschreibt Dreitzel insbesondere in der Absicht der Abgrenzung zur Psychoanalyse, aus der sie ursprünglich erwachsen ist (vgl. Dreitzel, 1992, 10).

- Gestalttherapie baut auf der eigenen „*Erfahrung*“ des Klienten und auf der „*gemeinsamen*“ Interpretation dieser Erfahrungen auf statt auf der Deutung unbewussten Materials durch den Therapeuten
- Die Methode der Gestalttherapie ist das angeleitete „*Selbst-Erfahrungs-Experiment*“ statt der freien Assoziation. Das Thema dieser Selbst-Erfahrungs-Experimente ist die Art und Weise, wie der Klient den Kontakt unterbricht oder beeinträchtigt, ohne dessen gewahr zu sein.
- Gestalttherapie konzentriert sich auf das Erleben des Klienten im „*Hier-und-Jetzt*“ statt auf seine Erörterungen des „*Da-und-Dort*“, weil alle Erfahrung, auch die des „*Sich-Erinnerns*“ nur in der Gegenwart stattfindet.
- Gestalttherapie vertraut auf die heilende Kraft des „*Gewahrseins*“, in dem Einsicht und Erleben eine Gestalt bilden und nicht auf das bloße kognitive Erkennen.
- Gestalttherapie hat ein paradoxes Verhältnis zur vom Klienten gewünschten Veränderung: Wenn man sich in vollem Gewahrsein liebevoll als das hinnimmt, „*was man jeweils ist*“, fließt der Strom des Wachsens und Vergehens von allein; wenn man unbedingt anders sein will, als man hier und jetzt ist, dann stehe man sich selbst im Wege.
- Gestalttherapie geht davon aus, dass die therapeutische Situation dann für den Klienten ein sicherer Raum für Selbst-Erfahrungs-Versuche ist, wenn Therapeut und Klient in einer „*Beziehung*“ stehen, die es dem Therapeuten ermöglicht, den Klienten als ganzen Menschen, als Urheber schöpferischer Gestaltprozesse und nicht nur als Symptomträger zu sehen, und die es gleichzeitig dem Klienten ermöglicht, seinen Therapeuten nicht nur in dieser Rollenidentität zu erleben.

Dreitzel ist der Auffassung, dass die Gestalttherapie zu Recht als eine Therapieform gilt, die den Gefühlen besondere Bedeutung beimisst. Ein gestalttherapeutisches Verständnis der Gefühle kann laut Dreitzel nur aus ihrer Funktion im Kontaktprozess erwachsen, weshalb er die Theorie des Kontaktprozesses zunächst vorstellt und dann eine auf dieses Modell bezogene Phänomenologie der Gefühle entwickelt.

Diese Theorie der Gefühle stellt für Dreitzel dann auch die Verbindung von der gestalttherapeutischen Perspektive zum Mensch-Umwelt-Verhältnis her.

In den beiden Hauptteilen seiner Arbeit zum Kontaktprozess und zur Rolle der Gefühle liefert Dreitzel, wie er betont als Erinnerung und Orientierung ein Bild des „normalen“, des nicht-gestörten, des befriedigenden Lebens, wie es seiner Ansicht nach in unserer Natur immer schon angelegt sei.

Sollte der Leser reflexive Sinnlichkeit mit Meditation assoziieren, würde er, so Dreitzel, dem zwar nicht widersprechen, obwohl ihm diese Zuschreibung nicht ausreicht.

„Jedenfalls führt reflexive Sinnlichkeit nicht zurück zur äußeren Natur unserer Umwelt, sondern hin zur inneren Natur unserer Selbst.“ (Dreitzel 1992, 13)

II.2. Historischer Kontext: Das Schicksal der Sinnlichkeit im Prozess der Zivilisation

Die Methode der Gestalttherapie ist nach Dreitzel die Konzentration des „*Gewahrseins*“ auf das, was jeweils ist und umfasst gleichzeitig auch das von ihm beschriebene Konzept der „*reflexiven Sinnlichkeit*“ (vgl. Dreitzel 1992, 15). Mit seinen Sinnen nimmt der Mensch zuerst das, was ist, wahr, erlebt es dann durch seine Gefühle und ordnet es später in seinem Verstand.

Obwohl die Sinnlichkeit der Wahrnehmungen, Empfindungen und Gefühle normalerweise Vorrang hat, zeigt sich im Alltag oft ein umgekehrtes Bild. Viele Menschen handeln und bewerten auf der Grundlage von Ordnungskategorien, Einschätzungen und Urteilen, nehmen aber nur wenig wahr und fühlen kaum etwas.

Besonders eklatant sieht Dreitzel die Diskrepanz in der Bedeutung der Emotionalität zum einen in der Arbeitswelt und zum anderen in der Freizeitkultur. Während im Arbeitsleben strategisches Planen und Kalkulieren, engagementlose Distanz, eine emotionslose Pedanterie somit die Zügelung von Spontaneität verlangt und honoriert wird, bietet die Freizeitkultur ein reichhaltiges Angebot an sportlichen und psychologischen, ästhetischen und esoterischen Erlebnis- und Erfahrungsmöglichkeiten, die auf die Erweiterung der körperlichen und emotionalen Fähigkeiten zielen. So sind einerseits die Umgangsformen viel freier und formloser geworden, andererseits ist der ungehemmte Ausdruck von Gefühlen weitgehend auf die Privatsphäre und die Medienproduktionen beschränkt. Diese Widersprüchlichkeit sieht Dreitzel schon in der Erziehung unserer Kinder, die zwar an eine nüchterne, sachliche Betrachtungsweise herangeführt werden, aber auch intensive emotionale Bindungen zwischen Einzelpersonen vorgelebt bekommen.

Auf seine Fragen, wie sich diese divergenten Beobachtungen zu einem Bild fügen, wie das historische Schicksal unserer Sinnlichkeit zu verstehen ist, verweist Dreitzel auf das seiner Ansicht nach grandiose Werk von Norbert Elias (1939) – „Über den Prozess der Zivilisation“. Im Kern des von Elias beschriebenen Zivilisationsprozesses steht „*die allmähliche Verinnerlichung zunehmender äußerer Kontrollen über jeden Ausdruck körperlicher und emotionaler Bedürfnisse, die Entwicklung einer „Selbstzwangsapparatur“, die es ermöglicht, an die Stelle spontaner Verhaltensweisen strategisch geplante zu setzen*“ (Dreitzel 1992, 17). Dreitzel macht darauf aufmerksam, dass sich in diesem Prozess, was jedoch bei Elias unklar bleibt, zwei Stadien unterscheiden lassen:

Im ersten Stadium werden die Verhaltensweisen immer strengeren und formalisierteren Standards unterworfen, die dezidiert in spezifischen Situationen formell vorgeschrieben werden. Dies führt zu neuen Erziehungspraktiken und ebenfalls zu einer umfangreichen Literatur über gutes Benehmen.

In einer zweiten Phase dieses ersten Stadiums werden diese formalen Standards dann mit Hilfe neuer Sozialisationspraktiken internalisiert. Nun erfolgt schließlich eine „quasi-automatische“ Kontrolle über den Körper und die Emotionen. Durch psychische Reaktionen wie Verlegenheit, Scham und schließlich Schuldgefühle werden die vorherigen äußeren Sanktionen gegenüber abweichendem Verhalten ersetzt.

Dieser Prozess zeigt die Entwicklung des modernen Über-Ichs als neue Kontrollinstanz, die auch seit dem 18. Jahrhundert durch die neuen psychologischen Wissenschaften, später dann der Psychiatrie und der Psychoanalyse belegt wird.

Beim zweiten Stadium des Zivilisationsprozesses nimmt Dreitzel Bezug auf David Riesman (1960), der vom Entstehen des „innengeleiteten“ Sozialcharakters spricht.

Der Zivilisationsprozess, der sich durch eine Vielfalt kultureller Orientierungen und sozialer Bewegungen hindurch vollzieht, setzt sich langfristig oft gegen sie durch, so dass der Eindruck entsteht, er sei sogar unabhängig oder auch nur indifferent gegenüber den konkreten, handelnden Menschen der Geschichte.

Verantwortlich für dieses Phänomen sieht Elias die immer weiteren Räume und Beziehungsketten umfassenden ökonomischen Tauschprozesse, die sowohl ein längerfristiges Planen als auch ein rationelleres Verhalten erfordern. Das damit einhergehende Aufschieben der Bedürfnisbefriedigung führt darüber hinaus zur Entwicklung einer gewissen Frustrationstoleranz. Max Weber (1972) spricht bei diesem Prozess der Rationalisierung und Bürokratisierung von der „Entzauberung der modernen Welt“. Talcott Parson sieht in dieser, wie er es nennt „affektiven Neutralität“, die Basis vernünftigen Verhaltens. Des Weiteren führt Elias die allmähliche Monopolisierung der legitimen Gewaltanwendung durch den Staat als ursächlich für den Zivilisationsprozess an.

Dreitzel sieht Elias Errungenschaft primär in der von Freud inspirierten Anwendung der Theorie des Modernisierungsprozesses, wie er zuvor bereits schon von Karl Marx und Max Weber analysiert wurde, auf den Bereich der Körperlichkeit. Laut Dreitzel ist der von Elias betitelte „Zivilisationsprozess“ identisch mit der subjektiven, den Körper, die Affekte und die Identitätsbildung betreffende Aspekt des europäischen Modernisierungsprozesses, was auch mit dem Begriff des Individualisierungsprozesses bezeichnet wird (Dreitzel 1992, 19).

Ein weiterer wesentlicher Aspekt der Eliasschen Theorie ist, dass der Zivilisationsprozess immer bei den ökonomisch führenden Klassen seinen Ausgang nimmt und sich die jeweils neuen Verhaltensstandards erst allmählich durch die Klassenstruktur nach unten hin durchsetzen. Dieser Gedanke, dass die Verhaltensstandards zu den Klassenstrukturen in Beziehung steht, wurde jedoch laut Dreitzel noch dezidiert von den beiden englischen Soziologen Peter Willmott und Michael Young in ihrer großen Untersuchung zur Entwicklung der modernen Familienstruktur herausgearbeitet. Sie sprechen hierbei von einem „Prinzip der geschichteten Diffusion“ (vgl. ebd., 22).

Mit Hilfe des Bildes einer Marschkolonne erklären sie dieses Prinzip. Eine neue Richtung schlagen immer die Leute an der Spitze der Kolonne ein. Die Nachfolgenden wahren den eingenommenen Abstand zu den Ersten. Durch das langsame Fortschreiten des Zuges erreichen auch die Letzten den Punkt, den die ersten schon zuvor passiert haben.

Das egalitäre Prinzip, so die Deutung der Willmotts und Youngs, arbeitet mit einem zeitlichen Abstand. Wird die Rangfolge innerhalb der Kolonne eingehalten, können die Menschen am Schluss nicht gleichzeitig mit den Vorderen einen bestimmten Punkt erreichen. Da sich die Kolonne aber vorwärts bewegt, besteht die Hoffnung, dass auch sie in naher Zukunft diesen Punkt antreffen werden (Verzögerte Gleichheit). Als „Quelle der Bewegung“ sehen die beiden Soziologen die Industrialisierung.

Dreitzel relativiert diese These mit der Anmerkung, dass die Bewegung zwar durch die Industrielle Revolution an Geschwindigkeit zugenommen habe, aber in den westlichen Gesellschaften bereits seit den frühesten Anfängen des Kapitalismus existent war.

Ferner bemerkt Dreitzel, dass „das Prinzip der geschichteten Diffusion“ eine Gesetzmäßigkeit ist, die auch unsere gegenwärtige Gesellschaft noch mit bestimmt und folglich hieraus auch wesentliche Aussagen über den Verlauf des heutigen Zivilisationsprozesses treffen lassen.

So lassen sich beispielhaft aus der empirischen Sozialforschung trotz regionaler kultureller Unterschiede relativ feste Sozialisationsmuster ableiten, die charakteristisch für Mittel- bzw. Unterschichten in verschiedenen westlichen Gesellschaften sind. Laut Dreitzel handelt es sich um die beiden Stadien des Zivilisationsprozesses, die gegenwärtig von den beiden großen Schichten unserer Gesellschaft repräsentiert werden und miteinander koexistieren (vgl. 1992, 23). Besonders an den Erziehungspraktiken der beiden Schichten lassen sich differente Sozialisationsmuster erkennen. Die Mittelschichten tendieren dazu, sich innerhalb des von Basil Bernstein so genannten „elaborierten“ Sprachcodes zu bewegen. Den Kindern werden die Regeln, nach denen sie sich zu verhalten lernen sollen erklärt und begründet. Bei unzulässigem Verhalten werden die Kinder mit temporärem Liebes- und Zuwendungsentzug bestraft, was wiederum zur Entwicklung von Scham- und Schuldgefühlen als Reaktion auf den Verlust körperlicher oder emotionaler Kontrolle führt. Bei den Unterschichten sind die Erziehungspraktiken hingegen auf den „restringierten“ Sprachcode beschränkt. Diesem liegen statt Überredens- und Überzeugungskünsten eher Anordnungen und Befehle zugrunde. Als wichtigste negative Sanktion gilt die körperliche Züchtigung.

Dreitzel schließt aus dieser vertikalen Betrachtung der Gesellschaft, dass sich eine Gleichzeitigkeit zweier historischer Stadien des gleichen Zivilisationsprozesses erkennen lässt. Auch aus der horizontalen Perspektive lassen sich in Bezug auf ethnische Unterschiede in den USA oder in Europa, in Ländern mit vielen Immigranten wie auch charakteristische Unterschiede im Verhalten von Stadt- und Landbevölkerung beobachten (vgl. 1992, 24). Dies zugrunde legend befasst sich Dreitzel mit der spannenden Frage, wie die verschiedenen Emanzipationsbewegungen und die tatsächlichen Wandlungsprozesse zu erklären sind. Wieso konnten die so überaus formalen, die körperliche und emotionale Spontaneität unterdrückenden viktorianischen Verhaltensweisen abgelöst werden? Wie konnten sich die gegenwärtigen Standards entspannter Informalität und die neue Betonung körperlicher und emotionaler Ausdrucksformen entwickeln?

Als Erklärung für diese Phänomene wurden laut Dreitzel im wesentlichen zwei Hypothesen genannt. Zum einen könne sich der Kapitalismus eine wahre Befreiung von der Unterdrückung des Körpers und der Gefühle nicht leisten. Die Zwänge seien inzwischen auch so tief verinnerlicht, dass die Selbstkontrollen ausreichen und die rigide Formalität puritanischer und viktorianischer Verhaltensweisen nicht mehr notwendig seien.

Als weitere Hypothese wird umgekehrt die Auffassung vertreten, dass wir uns derzeit im Stadium der post-industriellen oder post-modernen Gesellschaft befinden. Wir leben demnach in einem sich ökonomisch, technologisch und sozial selbst regulierenden System, in dem alle wesentlichen materiellen Probleme im Prinzip gelöst sind. Das bedeutet also, dass wir uns die Befreiung von den bislang notwendigen und funktionalen Zwängen leisten können. Authentische Selbstverwirklichung und Sinnlichkeit sind möglich.

Dreitzel erachtet die beiden Grundpositionen zur Erklärung der Entwicklungen in den westlichen Gesellschaften für unzureichend. Als weitere dritte Hypothese führt er an, dass das gegenwärtige Stadium des Zivilisationsprozesses als das Entstehen eines reflexiven Naturverhältnisses begriffen werden kann (vgl. 1992, 30). So ist in der heutigen Kultur der reflexive Gebrauch des Körpers, der Gefühle, der äußeren Natur als auch die realitätskonstruierenden Tätigkeiten in Interaktionen im allgemeinen neu. Dreitzel bezieht dies sowohl auf eine reflektierende Haltung, die bewusst die Qualität, die Intensität und paradoxerweise sogar den Grad der Spontaneität im Ausdruck körperlicher und emotionaler Bedürfnisse wählt, als auch die eigene Selbstreflexivität solcher Ausdrucksformen.

Die scheinbar unterschiedlichsten Phänomene unserer Kultur, wie beispielsweise die Entritualisierung des Alltagslebens, die ökologischen Bewegungen, die neuen politischen sowie ethnischen Bedeutungen, die Suche nach authentischer religiöser Erfahrung oder auch der Umgang mit Geschlecht und sexueller Neigung lassen sich seiner Ansicht nach mit dieser Hypothese erklären. In der *„neuen Bedeutung einer reflexiven Haltung gegenüber der Natur unserer Körperlichkeit und der Natur unserer Umgebung“* sieht Dreitzel den gemeinsamen Nenner all dieser Phänomene (Dreitzel 1992, 31).

Für Dreitzel bedeutet die Selbstreflexivität jedoch nicht allein eine kognitive Wahrnehmungsweise, sondern er bemerkt, *„dass das wirklich interessante Phänomen die Selbstreflexivität der sinnlichen Wahrnehmung und der Gefühle selbst ist: Wir sind verliebt in die Liebe, wir haben Angst vor der Angst, wir spüren Schmerz in der Antizipation einer Verletzung, wir haben sexuelles Vergnügen bei der Lektüre, dem Gespräch oder dem Anblick des erotischen Bildes, wir mögen absichtsvoll unsere Frustration zum Ausdruck bringen, um angestauten Ärger abzureagieren, und so fort“* (Dreitzel 1992, 31).

Die reflexive Sinnlichkeit schließt jedoch gleichzeitig das Gewahrsein der Sinnes- und Gefühlstätigkeit ein. Dieses Gewahrsein zu einer inneren Achtsamkeit führt dazu, dass Themen des Gefühls und der Körperkontrolle selbst zum Gegenstand reflektierter Verhaltensweisen werden können. Dreitzel interpretiert diese sich erst allmählich ausbreitende neue Einstellung als *„eine Reaktion auf kulturelle Angebote von Rollen und Emotionen, von Identitäten und Realitäten als den Quellen möglicher Selbst- und Welterfahrung, die auch (aber nicht allein) durch die neuen Medien vermittelt und produziert werden“* (Dreitzel 1992, 32). Erst, wenn die materiellen Grundbedürfnisse relativ gut abgesichert sind, wird sich die Gesellschaft diesen neuen Themen öffnen können. Der Autor sieht als Bedingung einer sich langsam, in Schüben und Konflikten durchsetzenden neuen Phase des Zivilisationsprozesses die Entwicklung und Verfeinerung einer reflexiven Sinnlichkeit, in der Distanz und Engagement, Planung und Spontaneität einander bedingen und ergänzen. Aus diesem sich anbahnenden Stadium des Zivilisationsprozesses ergeben sich neue Aufgaben für die Sozialisation und die Psychotherapie. Nicht mehr die Internalisierung kultureller Standards durch elterliche Ge- und Verbote sind entscheidend. Jetzt geht es um die Entwicklung einer *„kommunikativen Kompetenz“*, die in dem gründet, was Dreitzel mit reflexiver Sinnlichkeit gleichsetzt (vgl. Dreitzel 1992, 33). Diese Kompetenz ermöglicht dem Menschen, die Interdependenz von Organismus und Umwelt nicht zu gefährden oder zu zerstören. In der Gestalttherapie sieht Dreitzel neben anderen Unternehmungen die Möglichkeit, diese Kompetenzen wiederzuentdecken, weiterzuentwickeln und zu pflegen. Letztendlich geht es ihm um einen Lernprozess, in dem das Individuum die sinnliche Konstitution unserer Welt mit jener inneren Achtsamkeit begleitet. Hier sieht er die Quelle der Kreativität und darüber hinaus einen möglichen Heilungsprozess unseres tief gestörten Verhältnisses zur Umwelt.

II.3. Der Kontaktprozess in der Mensch/Umwelt-Interaktion

Ausgangspunkt und nach Dreitzel das „Herzstück“ aller gestalttherapeutischer Arbeit ist die „*Theorie des Kontaktprozesses*“, die sich seiner Ansicht nach als Wahrnehmungshilfe und Handlungsorientierung in der therapeutischen Praxis bewährt hat. Sie beschreibt das Austauschverhältnis zwischen dem menschlichen Organismus und seiner Umwelt. Aus der Perspektive der Gestalttherapie zeigen sich im Kontaktprozess die „Störungen“ des Patienten, die sozusagen im Abweichen vom „Normalen“ Gestalt annehmen und in den Vordergrund treten. Nicht selbst Gegenstand der Therapie sind ggf. politische Not, wirtschaftliches Elend, ökologische Vergiftung und körperliche Krankheit. Diese Gegebenheiten wirken aber im Hintergrund. Der menschliche Organismus, der wie jedes lebende Wesen ein „autopoietisches“ System darstellt, eine Organisation also, die sich in ständigen Aufbau- und Abbauprozessen erneuert, lebt eingebettet in einer Umwelt, mit der er Energie, Materie und Informationen austauscht. Durch die Aufnahme von Neuem allein kann der Organismus wachsen und dieses Wachstum ist die Definition von Leben. Dieser Vorgang der Aufnahme von Neuem aus der Umwelt wird als Kontaktprozess bezeichnet. Dreitzel sieht den Menschen als eine leib-seelisch-geistige Einheit, als ein lebendes System, zu dem spirituelle, kognitive, emotionale und körperliche Funktionen gehören, die sich ständig in Wechselwirkung miteinander befinden und niemals isoliert auftreten (vgl. Dreitzel 1992, 37). Der von ihm häufig verwendete Begriff des menschlichen Organismus` beinhaltet dieses sein Menschenbild. Er soll verdeutlichen, dass jeder Gedanke auch ein körperlicher Prozess und jede Emotion auch kognitive Aspekte aufweist. So wirken die Möglichkeiten und Grenzen unserer Körperlichkeit auf unsere geistige und psychische Verfassung ein und umgekehrt beeinflusst unser Denken und Fühlen auch unseren Körper. Im Gegensatz zum Tier aber, das auf eine spezifische Umwelt festgelegt ist, kann und muss der Mensch seine Umwelt selbst gestalten. Die Kompensation seiner Instinktunsicherheit und die im Vergleich zum Tier schlecht ausgebildeten Sinnesorgane erfolgt mit Hilfe von reflexivem Bewusstsein (Planung) und Instrumentengebrauch (Technik). Zur Fortpflanzung und zum Überleben des Menschen ist die Bearbeitung und die Veränderung der Umwelt notwendig. Das sich diese Veränderung nicht immer im Rahmen der Naturgesetze bewegen, hängt, wie Dreitzel hervorhebt, überwiegend mit unserer Ignoranz und der oft mit ihr einhergehenden Selbstgefälligkeit ab (vgl. Dreitzel 1992, 38). Bei all diesen Umweltbegegnungen wird deutlich, dass es sich um konkrete Kontaktsituationen handelt, und der Mensch vor dem Hintergrund von Raum und Zeit nur im „*Hier und Jetzt schöpferisch*“ tätig sein kann.

Der Punkt, an dem sich Organismus und Umwelt jeweils berühren, wird „*Kontaktgrenze*“ genannt. Hier bildet sich die Gestalt, das Relevante, das sich vom Hintergrund abhebt und die gesamte sensomotorische Aufmerksamkeit bindet.

Als Beispiel eines möglichen Kontaktprozesses gilt der Vorgang der Nahrungsaufnahme, den Friedrich Perls als den Prototyp des Austauschprozesses zwischen Organismus und Umwelt darstellte. Die Aufmerksamkeit kann ebenfalls von einem intellektuellen Thema wie von einer erotisch anziehenden Person gefesselt werden. Bei einem ungestörten Kontaktprozess sind die kognitiven und affektiven Fähigkeiten und die sensomotorischen Funktionen auf die Kontaktgrenze gerichtet. An dieser Grenze verschmelzen Organismus und Umwelt zu einem Ganzen.

„Im Kontaktprozess erleben und erfahren wir unsere Welt. Alle wirkliche Erfahrung vollzieht sich an der Kontaktgrenze und berührt den menschlichen Organismus als Ganzes. Ihr Gewinn ist Wachstum und Reife, eine Erneuerung des Lebens und ein Mehr an Kompetenz. Nur dieser Kontaktprozess vermittelt uns ein sicheres Gefühl von Realität“ (Dreitzel 1992, 40).

Das Modell des Kontaktprozesses kennt, wie Dreitzel ausführt, keine statische Ich-Identität. Er bezieht sich hierbei auf Goodman, der den energetischen Vorgang der Aufnahme von Neuem das „Selbst“ nennt. Das Selbst ist folglich ein Prozess und nichts Substantielles oder Statisches. Der Mensch erfährt sich selbst jeweils in seinem Interesse am Neuen, wobei die Erfahrungen aus früheren Kontaktprozessen als psychische und soziale Kompetenz in das handlungsgeleitete Interesse mit eingeht. Der so häufig benutzte Begriff der Selbstverwirklichung definiert er dann folgendermaßen:

„Selbst-Verwirklichung heißt, sich auf befriedigende Kontaktprozesse spontan einzulassen, sie in ihrem Fortlauf zuzulassen und bei Sättigung auch wieder loszulassen. Das Loslassen aber, die Auflösung des Selbst, ist der im Leben gelebte Tod, die Erfahrung, vom Leben selbst gesättigt zu sein“ (Dreitzel 1992, 42).

Der Kontaktprozess unterscheidet sich in vier verschiedenen Stadien der Selbst-Entfaltung: Vorkontakt, Orientierung und Umgestaltung, Integration, Nachkontakt.

Im folgenden werde ich in einer kurzen Charakterisierung die wesentliche Elemente der vier Stadien wiedergeben:

1. Vorkontakt

Angeregt durch einen Umwelt-Reiz wird in dem Menschen ein starkes Bedürfnis entfacht. Bedürfnis und Reiz bilden nun im gestalttherapeutischen Sinne eine „Figur“, die sich von den anderen Situationen abtrennt und sich in den Vordergrund hebt.

2. Orientierung und Umgestaltung

Dies ist das Stadium, in dem das Selbst sich mit der Umwelt auseinandersetzt. Das Bedürfnis selbst tritt hierbei in den Hintergrund, während die möglichen Objekte der Bedürfnisbefriedigung hervortreten. Mögliche Objekte können beispielsweise Nahrung oder Ideen, aber viel häufiger Menschen, also Partner der verschiedenartigsten Interaktionen sein. Gegenüber diesen Menschen entwickeln sich zunächst undeutlich, dann aber immer intensiver Gefühle von Attraktion und Aversion. Mit Hilfe von Relevanzkriterien erfolgt somit eine Differenzierung zwischen Negation (das Verwerfen des Unattraktiven, Uninteressanten) und Affirmation (die Hinwendung auf das Gemeinte). In diesem Stadium zeigt sich im Draufzugehen und Zugreifen ein deutlich aggressiver Charakter.

3. Integration

In diesem Stadium der Vollendung des Kontaktprozesses kommt es zur Konfluenz von Organismus und Umwelt. Hier ist der Mensch ganz gefangen vom Gegenüber, entweder von einer bestimmten Person, einem interessanten Thema oder beispielsweise eine künstlerischen Betrachtung. Im Sexuellen, das seine Vollendung im Orgasmus findet, ist diese Integration von Bedürfnis und Objekt am deutlichsten zu spüren. Der eigene Körper, das eigene Sein löst sich scheinbar im Miteinander auf. Die Grenzen verschwimmen. Jedes absichtsvolle und planvolle Handeln wird aufgegeben, stattdessen wirken Wahrnehmung, Gefühl und Motorik spontan und unkontrolliert zusammen.

4. Nachkontakt

In dieser Phase klingt das Erlebte und Erfahrene nach. Erst jetzt beginnt die Assimilation des Neuen. Der Kontaktprozess wird zu einer sättigenden Erfahrung. Das Erlebte wirkt und schwingt nach, wird eingeordnet, nachempfunden.

Dreitzel nennt drei Funktionen des Nachkontaktes im Kontaktprozess: Einsinkenlassen, Nachspüren und Bestätigen.

Im Nachkontakt wird uns die Möglichkeit gegeben, in die zeitliche und räumliche Struktur und die körperlichen Bedingungen des Organismus/Umwelt-Feldes zurückzufinden.

Dreitzel führt zum Ende seiner Ausführungen zu den einzelnen Phasen des Kontaktprozesses an, dass alle vier Stadien systematisch aufeinander aufbauen und keines ohne Schaden für das nächstfolgende übersprungen werden kann.

„Die Integration, das Einswerden mit der entdeckten und erfundenen Gestalt, gelingt freilich im vollen Sinne nur, wenn sie Erfüllung und Vollendung eines Kontaktprozesses ist, der die Stadien des Vorkontakts und der Orientierung und Umgestaltung durchlaufen hat. „Jeder Orgasmus hat seine Geschichte“, sagt Barbara Sichtermann, er ist spontaner und unbeabsichtigter Höhepunkt in einem Prozess allmählicher Annäherung und Berührung (Dreitzel 1992, 772).

Viele Kontaktprozesse enden, worauf Dreitzel auch explizit hinweist, natürlich ohne pathologisch zu sein, bereits mit dem Vorkontakt oder es kommt nach der Phase der Umgestaltung und Orientierung nicht zur Integration. Auch ist es möglich, dass mehrere Kontaktprozesse innerhalb eines sozialen Anlasses aufeinander folgen oder sich überlagern. Das Modell des Kontaktprozesses, so wie es in der Gestalttherapie beschrieben wird, ist längst nicht so komplex wie die soziale Wirklichkeit. Es steht immer nur in Bezug zu einem handelnden Menschen.

Für den Autor erlangen gelingende Kontaktprozesse die Bedeutung von Lernvorgängen, die dem Menschen einen Zuwachs an Kompetenz und Performanz sowie eine Verfeinerung seiner Bedürfnisse bringen (vgl. Dreitzel 1992, 80).

Im Laufe unserer Entwicklung können wir mit gestärkten Ich-Funktionen differenzierter auf evtl. zuvor nicht wahrgenommener Anregungen der Umwelt antworten.

Die Selbstentfaltung im Kontaktprozess ergreift den gesamten Organismus und bindet die sinnliche und intellektuelle Aufmerksamkeit. Mit dem Ausdruck „*awareness*“, so Dreitzel, wird dieses intensive Erleben zwischen Mensch und Umwelt, welches gleichzeitig auf eine innere Achtsamkeit beruht, am Besten umschrieben. Dieses „Gewahrsein“ schließlich definiert Dreitzel als „*reflexive Sinnlichkeit*“, die reflexive Seite von Engagement und Involviertsein (vgl. Dreitzel 1992, 45).

Der Grad von „Awareness“, also der reflexiven Sinnlichkeit kann sehr unterschiedlich ausgestaltet sein und hat auch Einfluss auf den Kontaktprozess selbst. Dreitzel spricht vom Verstärkereffekt im Verhältnis von reflexiver Sinnlichkeit und Entfaltung des Selbst.

„Je intensiver das Selbst sich selbst erlebt, desto voller entfaltet es sich“ (Dreitzel 1992, 46).

Voraussetzung reflexiver Sinnlichkeit ist, die Mitte zwischen Aktivität und Passivität zu finden. Paul Goodman nennt es den „mittleren Modus der Spontaneität“. Man könnte wohl auch vom Gleichgewicht zwischen Assimilation und Akkommodation sprechen.

Für die Theorie des Kontaktprozesses ist für Dreitzel die Differenzierung zwischen den Dimensionen „Erleben/Handeln“ und Denken/Mitteilen sinnvoll.

Hierbei bezeichnet er die Dimension Erleben/Handeln als reflexive Sinnlichkeit („awareness“) und die des „Denkens/Mitteilens als reflexives Bewusstsein („consciousness“). Reflexive Sinnlichkeit wird definiert:

als ein bewusstes Erleben im Handeln, ein Gewahrsein dessen, was an der Kontaktgrenze vor sich geht, einen Prozess des In-aufmerksamem-Kontakt-Seins mit dem wichtigsten Ereignis im Organismus/Umwelt-Feld auf der Basis voll entfalteter sensomotorischer, emotionaler, kognitiver und energetischer Kräfte.“

Für Dreitzel ist reflexive Sinnlichkeit „die Weise, wie sich das Selbst selbst erlebt; sie ist die Erfahrung, in einer Situation ganz präsent, „voll da“ zu sein. Diese Mobilisierung der sensomotorischen Aufmerksamkeit stellt sich ein, wenn sich *„der Kontaktprozess auf das gegenwärtig vorherrschende Bedürfnis des Organismus stützt und von ihm belebt wird und wenn dieser sich handelnd orientiert an den realen Gegebenheiten der Situation, den ihr eigenen Möglichkeiten und Hemmnissen der Bedürfnisbefriedigung.“* Als Fazit gilt hier: *„Je sinnlicher ein Kontaktprozess erlebt wird, desto eher wird er zu einer sättigenden Erfahrung“* (Dreitzel 1992, 62).

Diese Bedeutung stellt für den Autor auch den Grund dar, warum in der Gestalttherapie die Aufmerksamkeit explizit auf die Steigerung reflexiver Sinnlichkeit gelegt wird und der weitere Prozess der Selbstregulierung des Organismus/Umwelt-Feldes überlassen wird.

Davon abgrenzend übernimmt das reflexive Bewusstsein die Funktion der Auswahl, das Annehmen und Verwerfen von Objekten und Strategien. Es erfolgt ein Denkprozess über das richtige Verhalten und die erfolgversprechende Strategie, welches insbesondere in einem unübersichtlichen und problematischen Kontaktfeld einsetzt. Das reflexive Bewusstsein schließt aber auch das Gegenüber ein. Es geht um einen Austausch von Informationen, das gemeinsame Nachdenken, der Austausch von Erfahrungen in der Kommunikation.

II.4. Die emotionale Orientierung: Zur Bedeutung der Gefühle im Kontaktprozess

Eine wichtige Funktion für das Gelingen befriedigender Kontaktprozesse übernehmen, wie der Autor explizit anmerkt, die Gefühle, woraufhin in der Praxis der Gestalttherapie dem emotionalen Erleben des Klienten auch besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Zur Begriffsbestimmung unterscheidet Dreitzel die Gefühle von Körperempfindungen, Stimmungen und Leidenschaften.

In Abgrenzung zu den Stimmungen und Leidenschaften, denen als besonderes Merkmal eine Dauerhaftigkeit eigen ist, entstehen die eigentliche Gefühle (Affekte) spontan im unmittelbaren Kontext des jeweiligen Kontaktprozesses. Gefühle hemmen oder fördern den Prozess und können auch aufgrund früherer, unvollendet gebliebener Kontaktprozesse auftauchen.

Dreitzel führt an dieser Stelle folgende Begriffsdefinition an:

„Gefühle sind körperlich erlebte und spontan mimetisch und motorisch zum Ausdruck gebrachte Lagebeurteilungen des Organismus zur jeweiligen Situation im Organismus/Umwelt-Feld (Dreitzel 1992, 111)“.

Hierbei sind Gefühle nicht irrational, sondern enthalten stets eine rationale Einschätzung der jeweiligen Situation, die spontan, also unverzüglich, absichtslos und engagiert erfolgt. In ihnen sieht der Autor die Motivation zum Kontaktprozess, also zur Auseinandersetzung mit der Umwelt. Ihm geht es um Sensibilisierung unserer sinnlichen und emotionalen Wahrnehmung durch mehr Gewahrsam,

II.4.1. Unterdrückung und Vermeidung von Gefühlen

Dreitzel sieht in unserer Gesellschaft nicht so sehr eine Gefahr von überstarken Gefühlen, sondern vielmehr von der Unterdrückung und Vermeidung der Gefühle ausgehen.

Die Ursachen der menschlichen Neigung zur Gewalttätigkeit sind seiner Meinung nach jedoch nicht allein bloßer Affektstau, sondern darüber hinaus sowohl in starken Frustrationen als auch in der Desensibilisierung durch Gewöhnung zu suchen (vgl. Dreitzel 1992, 134).

Ihm geht es um die „Wiederbelebung der sinnlichen Empfindlichkeit“, die zwar Gespür für die Verletzlichkeit des Gegenübers einschließt, aber seiner Ansicht nach vorrangig das Empfinden für die eigenen aggressiven Impulse und Gefühle voraussetzt.

Hier geht es um einen Lernprozess, in dem ein Gespür für die eigenen aggressiven Gefühle entwickelt wird, um mit einem angemessenen Gefühlsausdruck auf eine konkrete Situation zu reagieren.

„...wie eine Verfeinerung des Gespürs für die eigenen feindseligen Gefühle und eine Wiederentdeckung und Belebung der direkten Ausdrucksformen für den gerade erst aufkeimenden Ärger das große Brüllen und Toben und erst recht natürlich die Gewalttätigkeit ganz überflüssig machen. Je spontaner und dem jeweiligen Intensitätsgrad angemessener ein Gefühl ausgedrückt wird, desto sicherer erreicht es eine Sättigungsebene, ohne den Charakter von „Anfällen“ oder „Ausbrüchen“ anzunehmen. Vielen Menschen fällt es schwer mit Entschiedenheit „Nein!“ zu sagen...(Dreitzel 1992, 134).

Des Weiteren sieht Dreitzel die Ursache für die emotionale Desensibilisierung unserer Gesellschaft auch in sehr restriktiven Regeln des Gefühlsausdrucks mitbegründet. Was, wie er annimmt, auch dazu führt, dass viele Menschen unter einer allgemeinen Motivationsschwäche leiden und nach immer stärkeren Stimuli suchen, um sich sowohl auf Situationen, Gegebenheiten oder auf einen Menschen einzulassen.

Gefühle haben sowohl für den Fühlenden als auch für die Mitmenschen eine Orientierungsfunktion. So wirkt der motorische Ausdruck des Gefühls als Indikator für die Handlungsrichtung und die Beziehungsqualität.

Menschen, die ihre Gefühle jedoch nicht regulieren können oder denen man sofort anmerkt, wie sie sich fühlen, gelten sowohl unberechenbar als auch leicht durchschaubar. Dies führt immer wieder zu dem Phänomen der Unterdrückung des Gefühlsausdrucks. Hinter diesem Wunsch weder kalkulierbar noch durchschaubar zu sein, steckt laut Dreitzel die Angst des Menschen, „sich zu zeigen“ und emotional „loszulassen“ (vgl. Dreitzel 1992, 182).

Er bezieht sich hierbei unter anderem auf Manfred Clynes, der die Kunst des Sich-Verstellens auch als soziale „Mimikry“ genannt hat. (Manfred Clynes, *Sentics – The Touch of Emotions*, Anchor Press, Doubleday, New York, 1976)

II.4.2. Nachfühlen und Sich-Einfühlen: Die Formen der Empathie

Bedeutend für die reflexive Sinnlichkeit ist Dreitzel die Auseinandersetzung mit den empathischen Gefühlen. Hierbei ist der Gefühlsausdruck des anderen selbst das Thema der Aufmerksamkeit. Grundsätzlich wird jeder Mensch, der seine Aufmerksamkeit nicht ablenkt, von einer starken Gefühlsäußerung eines anderen selbst emotional berührt. In der Empathie schwingt immer auch Identifikation mit dem gegenüber mit, dies sogar, wenn man einem weder der andere noch sein Leid bekannt ist.

Der Autor beschreibt zwei Formen, in denen eine empathischen Identifikation auftreten kann:

1. das Wiedererkennen des selbst Erfahrenen am anderen (im Nachfühlen)
2. das Sich-in-den-anderen-Hineinversetzen, In-seine-Haut-Schlüpfen (im Sich-Einfühlen)

Die ehrliche Empathie, so Dreitzel, zeichnet sich dadurch aus, dass wir zugleich ganz mitfühlend und ganz zurückgenommen sind. Diese äußerste Sensibilität für die Gefühlsregungen des anderen gelingt immer erst dann, wenn der Mensch in sich selbst ruht, eine innere Sicherheit ausstrahlt.

Dreitzel bezieht sich hierbei u.a. auf Helmuth Plessner, der von der „exzentrischen Positionalität“ spricht (vgl. Dreitzel 1992, 196)

So wird die Empathie, wie Dreitzel sie definiert, zu „*einer Quelle von reflexiver Sinnlichkeit auch im Verhältnis zu sich selbst, wie diese umgekehrt die Fähigkeit zur Empathie unweigerlich steigert*“ (Dreitzel 1992, 196).

II.4.3. Katharsis: Zum Verhältnis von Engagement und Distanz im emotionalen Erleben

Zum Ende seiner Arbeit bezieht sich Dreitzel noch einmal auf seine eingangs behauptete These der Widersprüchlichkeit unserer Kultur hinsichtlich zweier Entwicklungstendenzen. Dies ist seiner Ansicht nach zum einen die Informalisierung unserer Umgangsformen und zum anderen die Verarmung der emotionalen Sensibilität durch die Normen der Zurückhaltung des Gefühlsausdrucks. So beschreibt er die emotionalen Ausdrucksweisen unserer Gesellschaft verglichen mit dem 18. und 19. Jahrhundert eher primitiv, obwohl, und das führt er an dieser Stelle explizit an, oder gerade weil sie auf Spontaneität und Authentizität setzt (vgl. Dreitzel 1992, 197).

Der Soziologe Thomas Scheff entwickelte zu diesem Phänomen die Theorie des kathartischen Erlebens, welche davon ausgeht, dass der Gefühlsausdruck im öffentlichen Leben „überdistanziert“, im privaten Lebensbereich und in den Medien hingegen „unterdistanziert“ ist. Gefühle wirken überdistanziert, wenn sie weder psychisch noch physisch zum Ausdruck

kommen. Sie werden vollkommen unterdrückt. Von einer Unterdistanzierung spricht man, wenn das Gefühl so vehement zum Ausdruck kommt, dass der Mensch scheinbar vom Gefühl überwältigt wird.

Dreitzel fasst dies folgendermaßen zusammen:

„In beiden Fällen mangelt es an einer optimalen Distanzierung, in der das seelische und körperliche Beteiligtsein des emotionalen Ausdruckserlebens sich mit der inneren Distanz des Sich-selbst-Beobachtenden die Waage hält (Dreitzel 1992, 198).

Diese drei Modalitäten des Gefühlsausdrucks lassen sich deutlich am Verhalten ablesen. Authentisch, so der Autor, scheint ein Gefühl immer nur dann, wenn es aus der optimalen oder wie Scheff es nennt „ästhetischen“ Distanz heraus geäußert wird.

In dieser Authentizität sind Aufmerksamkeit und Energie des Handelnden im Sinne der reflexiven Sinnlichkeit präzise an der Kontaktgrenze vereint.

Dreitzel sieht in der Ausübung der ästhetischen Distanzierung im emotionalen Ausdruck eine mögliche Lösung der oben aufgeführten Widersprüchlichkeit unserer Kultur. Voraussetzung eines friedlichen Miteinanders ist für ihn zwar eine Affektkontrolle, die jedoch nicht auf Verdrängung und Blockierung des emotionalen Erlebens beruht. Beherrschung des „Affekthaushalts“ geht für Dreitzel somit nicht zwangsläufig mit einer Verarmung der emotionalen Sensibilität einher. Ihm geht es vielmehr um die Fähigkeit zwischen verschiedenen Modalitäten des Gefühlsausdrucks, sei es in Mimik, Bewegung/Tanz und/oder Musik bewusst auszuwählen, was gleichzeitig auch ein Zuwachs an Leichtigkeit, Kreativität und emotionaler Flexibilität bedeuten könnte.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass es Dreitzel in der Theorie des Kontaktprozesses und der Rolle der Gefühle in diesem Kontaktprozess „um ein Bild des „normalen“, des nicht gestörten, des befriedigenden Lebens – als notwendigem Maßstab es therapeutischen Handelns und als Orientierung bei der Suche nach einem Leben in reflexiver Sinnlichkeit“ (Dreitzel 1992, 15) geht. Hierbei versteht Dreitzel unter der reflexiven Sinnlichkeit eine „meditative Lebenshaltung“.

Er führt an, dass es heute viel weniger darauf ankommt, die Welt zu verändern, als sie sinnlich zu erfahren und dies, wie er betont mit Liebe und mit Muße. Dies setzt aber voraus, dass wir die „tiefe Furcht...vor dem Loslassen, der Hingabe, dem Sich-Fallen-Lassen in den Vollen Kontakt – als würde ich mich in der Anerkennung und Berührung des Anderen schon selbst verlieren, als wäre ich ihm einfach ausgeliefert“ überwinden müssten (Dreitzel 1992, 15).

III. Das Konzept der „emotionalen Intelligenz“ (Goleman)

Inspiziert durch eine über 20 Jahre zurückliegende Begegnung mit einem farbigen Busfahrer, dem es trotz widriger Umstände (überfüllter Bus, dichter Innstadtverkehr an einem schwülen Augustnachmittag in New York) gelang, die mürrische Gereiztheit der Fahrgäste durch seine positive Ausstrahlung in Freundlichkeit zu verwandeln, begann der Psychologe Goleman intensiv über die Mechanismen der Gefühle nachzudenken.

Als Widerspruch zu dieser friedensstiftenden Begegnung nennt Goleman die ihm insbesondere bei amerikanischen Jugendlichen auffallende Zunahme von Gewalt, Selbstmorden und Drogenmissbrauch.

Hierin spiegelt sich seiner Ansicht nach der Eindruck wider, dass die Emotionen in unserem Leben immer mehr außer Kontrolle geraten. Goleman bietet das Bild einer „*unberechenbaren Flut von Gefühlsausbrüchen und ihren bedauerlichen Folgen*“, vor der heute niemand mehr sicher ist (Goleman 1995, 10).

Diese Erfahrung der zwei gegenläufigen Trends motivierte den Autor seinen 1995 erschienenen Bestseller „Emotionale Intelligenz“ zu schreiben.

Die Frage, ob die Erfahrung vom Anstieg der Gewalt nur ein Phänomen der amerikanischen Gesellschaft ist, muss ich als Mutter von zwei Kindern im Alter von 6 und 9 Jahren aufgrund diverser Kindergarten- und auch Schulsituationen verneinen. Nicht selten berichtet mein Großer von brutalen Auseinandersetzungen unter den Schülern auf dem Schulhof. Da werden schon Erstklässler von den größeren Kindern zusammengeschlagen, eine Niederlage beim Fußballspiel beispielsweise führt zur unverhältnismäßig starken Reaktion, Ausgrenzung und Beschämung.

Der Vorfall vom Amoklauf in Erfurt bietet ein besonders schockierendes Beispiel brutaler Gewalt in unserem Land, nicht vergessen darf aber neben derart krassen Krisenphänomenen die weitaus häufiger anzutreffende subtilere Form der Gewalt, die durch zunehmende Anzeichen sozialer Entfremdung sichtbar wird.

Wilhelm Heitmeyer von der Universität Bielefeld bemerkt hierzu, dass sich die gesellschaftliche Dynamik zu mehr Individualisierung, zu mehr Autonomie, von dort zu größerem Konkurrenzkampf, vor allem in der Arbeitswelt und an den Universitäten entwickelt. Diese fehlende Solidarität untereinander führt zur zunehmenden Isolierung des einzelnen und zum Verfall der sozialen Integration.

Bemerkenswert ist seines Erachtens, dass diese schleichende Desintegration der Gemeinschaft und die Verstärkung eines rücksichtslosen Durchsetzungsstrebens gerade in die Zeit des ökonomischen und sozialen Drucks der West-Ost-Einigung und der zunehmenden Globalisierung entstand - eine Zeit, die besondere Kooperation und Fürsorglichkeit bedurft hätte (vgl. Goleman 1995, 7).

Obwohl empirische, die Situation in verschiedenen Ländern vergleichende Untersuchungen ergeben, dass deutsche Kinder im Vergleich zu den amerikanischen Altersgenossen weniger gewalttätig und aggressiv sind, konfrontieren uns bereits die vermehrt auftretenden somatischen Beschwerden unserer Kinder, die häufig Ausdruck von unterdrückter Not und Angst sind, mit der Notwendigkeit uns der Förderung von emotionaler und sozialer Kompetenz auseinander zu setzen.

Aufgrund neurowissenschaftlicher Forschungen erhält der Mensch mehr und mehr Einblick in das Funktionieren der Gehirnzellen. So gewinnen wir dank neurobiologischer Daten Auskunft darüber, was im Gehirn passiert, wenn wir denken, fühlen und träumen. Goleman sieht in dieser neuen Einsicht bezüglich des Wirkens der Emotionen und ihrer Schwächen eine bislang ungenutzte Möglichkeit, die kollektiven emotionalen Krisen zu bewältigen. Die Konzentration auf allein kognitive Aspekte, wie Gedächtnis und Problemlösung sowie die Auffassung, der durch Intelligenztests messbare Intelligenzquotient (IQ) sei eine rein erbliche Gegebenheit, die nicht durch Lebenserfahrung veränderbar ist, gibt keine Antwort auf die Frage, woran es unter Umständen liegt, dass Menschen mit einem hohen IQ straucheln und diejenigen mit einem eher niedrigeren überraschend erfolgreich sind.

Hierfür entscheidend nennt Goleman Fähigkeiten, wie Selbstbeherrschung, Eifer und Beharrlichkeit und die Fähigkeit, sich selbst zu motivieren, was er allgemein als „emotionale Intelligenz“ bezeichnet. Wichtig bei der emotionalen Intelligenz ist ihm der Zusammenhang

zwischen Gefühl, Charakter und moralischen Instinkten. Gelingt es dem Menschen nicht seine Emotionen oder anders bezeichnet seine Impulse zu kontrollieren, leidet er unter einem moralischen Defizit, da die Fähigkeit, Impulse zu unterdrücken die Grundlage von Wille und Charakter ist. Wesentlicher Bestandteil der emotionalen Intelligenz ist Goleman darüber hinaus die Fähigkeit zur Empathie. Seiner Meinung nach sind als Reaktion der eingangs thematisierten Krisenphänomene insbesondere zwei moralische Haltungen, nämlich Selbstbeherrschung und Mitgefühl von Bedeutung.

III.1. Begriffsbestimmung

Für Goleman stellt die emotionale Intelligenz eine „*Metafähigkeit*“ dar, „*von der es abhängt, wie gut wir unsere sonstigen Fähigkeiten, darunter auch den reinen Intellekt, zu nutzen verstehen*“ (Goleman 1995, 56).

Nur eine gewisse Kontrolle über sein Gefühlsleben befähigt den Menschen zur konzentrierten Arbeit und zu klarem Denken.

Problematisch findet er, dass sich Schulen und unsere Kultur auf akademische Fähigkeiten fixieren und die emotionale Intelligenz scheinbar ignorieren, obwohl ein hoher IQ keine Garantie für Wohlstand, Ansehen oder Glück im Leben ist.

Goleman bezieht sich in seinen weiteren Ausführungen auf den Psychologen Howard Gardner, der mit seinem 1983 erschienenen Buch „*Frames of Mind*“ die Grenzen der alten Auffassungen von Intelligenz aufdeckt. Gardner sieht die Intelligenz als eine Ansammlung multipler Intelligenzen, wovon einige auf emotionales Denken zurückzuführen sind. Hiernach existieren mindestens sieben verschiedene Intelligenzen und zwar:

1. Sprache
2. Logik & Mathematik
3. Musik
4. Bewegung & Körper
5. Sehen und Raumdenken
6. Interpersonale Intelligenz
7. Intrapersonale Intelligenz

Goleman zitiert Gardner, wonach der Kern der interpersonalen Intelligenz die „*Fähigkeiten, die Stimmungen, Temperamente, Motivationen und Wünsche anderer Menschen zu erkennen und angemessen darauf zu reagieren*“ umfasst. Zur intrapersonalen Intelligenz, dem Schlüssel zur Selbsterkenntnis, rechnete er den „*Zugang zu den eigenen Gefühlen und die Fähigkeit, zwischen ihnen zu unterscheiden und sein Verhalten von ihnen leiten zu lassen*“ (Goleman, 1995,61).

Goleman bezieht sich in seinem Buch unter anderem auf die Psychologen Peter Salovey und John Mayer, die bereits 1990 ihr Modell der emotionalen Intelligenz entwickelten (Salovey & Mayer, 1990, 191-197). Sie übernahmen Gardners zwei Formen personaler Intelligenz in ihr Modell der emotionalen Intelligenz, das sich in fünf Bereiche gliedert. Goleman, der sich diesem Modell anschließt, umschreibt die ersten drei Bereiche mit „*persönliche Kompetenzen*“ und die letzten zwei mit „*soziale Kompetenzen*“. In seinen Buch „*Der*

Erfolgsquotient (2000) gab er dann jedem Bereich bis auf den der Empathie eine neue Bezeichnung (vgl. Goleman 2000, 38-39).

1. Die eigenen Emotionen kennen = Selbstwahrnehmung
Das Erkennen eines Gefühls, während es auftritt, ist die Grundlage der emotionalen Intelligenz.
2. Emotionen handhaben = Selbstregulierung
Gefühle so zu handhaben, dass sie angemessen sind, ist eine Fähigkeit, die auf der Selbstwahrnehmung aufbaut.
3. Emotionen in die Tat umsetzen = Selbstmotivation
Emotionen in den Dienst eines Ziels zu stellen, ist wesentlich für unsere Aufmerksamkeit, für Selbstmotivation und Könnerschaft sowie für Kreativität.
4. Empathie
Zu wissen, was andere fühlen, ist die Grundlage der „Menschenkenntnis“
5. Umgang mit Beziehungen = Soziale Fähigkeiten
Die Kunst der Beziehung besteht zum großen Teil in der Kunst, mit den Emotionen anderer umzugehen.

III.1.1. Die eigenen Emotionen kennen (Selbstwahrnehmung)

Mit dem Wort Selbstwahrnehmung ist eine bestimmte Art von Achtsamkeit gemeint, ein Wahrnehmen und Erkennen der eigenen Emotionen ohne Bewertung oder Urteil. Für Goleman bedeutet Achtsamkeit *„die fortwährende Wahrnehmung der eigenen inneren Zustände“*, ein *„selbstreflexives Wahrnehmen, dessen Gegenstand, die Erfahrung selbst einschließlich der Emotionen, von Geist beobachtet und erforscht wird“* (Goleman 1995, 67-68).

Diese in Sokrates` Ermahnung ausgesprochene Aufforderung „Erkenne dich selbst“, stellt für Goleman den Grundpfeiler der emotionalen Intelligenz dar.

Der Begriff der Achtsamkeit steht für einen Bewusstseinsprozess, in dem es darum geht, seine eigenen Gemütsbewegungen wahrzunehmen während sie auftreten (Metastimmung) und zu wissen, dass man sie gerade empfindet (Metakognition). „Meta“ bedeutet in diesem Zusammenhang, dass diese beobachtenden Gedankengänge über oder neben dem Hauptstrom schweben und das Geschehen als unbeteiligte Beobachter erleben können.

Goleman führt in Anlehnung an Mayers Feststellungen charakteristische Stile des Umgangs mit den eigenen Emotionen an (vgl. Goleman 1995, 69):

„Achtsam“ sind Menschen, die ihre eigenen Stimmungen wahrnehmen und sorgsam mit ihrem Gefühlsleben umgehen. Sie sind autonom, sich ihrer eigenen Grenzen bewusst und haben meistens eine positive Lebenseinstellung.

„Überwältigt“ bezeichnet er Menschen, die von ihren Emotionen überflutet werden. Sie fühlen sich ihren Emotionen gegenüber hilflos ausgeliefert und sind häufig für heftige Stimmungswechsel anfällig.

„Hinnehmend“ reagieren die Menschen, die sich zwar ihrer Gefühle bewusst sind, jedoch nichts unternehmen, sie zu ändern. Insbesondere bei depressiven Menschen begegnet man dieser Grundhaltung der Resignation.

In seinen Ausführungen zur Selbstwahrnehmung geht Goleman unter anderem auf die Untersuchungen des Psychologen Edward Diener an der Universität von Illinois über die Intensität, mit der Menschen ihre Emotionen erleben, ein (vgl. Goleman 1995, 71). Diener kam zu der Feststellung, dass Frauen insgesamt positive wie negative Emotionen stärker empfinden als Männer.

Ungeachtet der geschlechtlichen Unterschiede haben die Menschen, die intensiver wahrnehmen, auch ein reicheres Gefühlsleben. Dies bedeutet, dass bei einer starken emotionalen Empfänglichkeit geringste Provokationen bereits heftige Gefühlsregungen auslösen, wohingegen Menschen mit einer extrem geringen Selbstwahrnehmung selbst unter widrigsten Umständen kaum etwas empfinden.

Peter Sifneos, der Harvard-Psychiater prägte 1972 den Begriff „Alexithymie“ (aus dem Griechischen abgeleitet: „a“ für Mangel, „lexis“ für Wort, „thymos“ für Gefühl). Charakteristisch für diese emotionale Stumpfheit, wie Goleman dieses Phänomen bezeichnet, ist, dass dem betroffenen Menschen die Worte für seine Gefühle fehlen; scheinbar die Gefühle selbst.

Sifneos führt an, dass bei Menschen mit Alexithymie die Verbindung zwischen dem limbischen System und dem Neokortex unterbrochen sein könnte. War bei Patienten mit schweren Anfällen zur Linderung der Symptome diese Verbindung chirurgisch gekappt worden, reagierten sie ähnlich gefühlsstumpf und waren unfähig, ihre Gefühle zu benennen.

Dieses Beispiel und die Tatsache, dass im allgemeinen beim Fehlen einer neuronalen Schaltung eine Fähigkeit ausfällt, lässt die generelle Schlussfolgerung zu, dass die präfrontalen Schaltungen an der Einstellung auf die Emotionen beteiligt sind (vgl. Goleman 1995, 76-77).

III.1.2. Emotionen handhaben (Selbstregulierung)

„Selbstregulierung ist die Fähigkeit, auf eigene Stimmungen, Emotionen, Gedankengänge und Verhaltensweisen Einfluss nehmen zu können. In der Lage zu sein, automatische Reaktionen zu unterbrechen, ein starkes Gefühl auf Distanz zu halten, innere Gelassenheit zu finden oder auch Gefühle angemessen auszudrücken“ (www.dietz-training.de).

Goleman definiert es als „*die Fähigkeit, sich selbst zu beruhigen, Angst, Schwermut und Gereiztheit, die einen beschleichen, abzuschütteln*“ (Goleman 1995, 65).

Später spricht er von „*Beherrschung von Impulsen und leidvollen Gefühlen*“ (Goleman 2000, 104). Damit meint er die Mäßigung und Zügelung von überschwänglichen Gefühlen. Er stellt explizit klar, dass hier nicht die Unterdrückung der Gefühle gemeint ist. Ziel ist die Ausgeglichenheit der Gefühle. Es geht darum, Emotionen angemessen zu handhaben.

Ziel der Selbstregulierung ist, Gefühlen und Stimmungen nicht mehr ausgeliefert zu sein, sondern sie konstruktiv zu beeinflussen und in die gewünschte Richtung zu lenken.

Für D.W. Winnicott ist die Kunst, sich selbst zu beruhigen eines der wichtigsten psychischen Instrumente. Dies lernen emotional gesunde Kinder, wenn sie sich selbst so behandeln, wie sie es von ihren Betreuungspersonen positiv erleben durften.

III.1.3. Emotionen in die Tat umsetzen (Selbstmotivation)

„Sich selbst motivieren zu können heißt, immer wieder Leistungsbereitschaft und Begeisterungsfähigkeit aus sich selbst heraus entwickeln zu können“ (Konnert). Goleman definiert Motivation auch als *„die Mobilisierung von Gefühlen der Begeisterung, des Eifers und der Zuversicht“* (Goleman 1995, 107).

Er meint weiterhin, die Fähigkeit der Selbstmotivation sei eine übergeordnete Fähigkeit, die durch Förderung allen anderen Fähigkeiten zu gute käme. Motivation kann aus unterschiedlichen inneren Einstellungen und Fähigkeiten entstehen. Hierzu sind Leistungsstreben, Engagement, Initiative und Optimismus zu nennen.

Optimismus bedeutet nach Goleman, dass man *„die feste Erwartung hat, dass sich trotz Rückschlägen und Enttäuschungen letztlich alles zum Besten wenden wird“* (Goleman 1995, 117).

Die Fähigkeit, sich selbst zu motivieren, zeigt sich vor allen Dingen in schwierigen Situationen und Rückschlägen. Es bedeutet, Niederlagen als eine Chance zu sehen, etwas zu ändern, statt in der Rolle des Opfers einen Schuldigen zu suchen. Optimismus meint nicht allein die Zuversicht, dass sich alles zum Guten wenden wird, sie schließt ebenso die Fähigkeit ein, Rückschläge zu interpretieren und positive Antworten auf sie zu finden.

III.1.4. Empathie

Nur wenn der Mensch offen für seine eigenen Emotionen ist, kann er auch die Gefühle anderer deuten. Goleman fasst dies in der These zusammen, dass die Selbstwahrnehmung die Grundlage der Empathie ist (vgl. Goleman 1995, 127). Besteht Unklarheit über die eigenen Gefühle, können auch nicht die unterschiedlichen Gefühle der anderen wahrgenommen werden.

Goleman bezeichnet *„dieses Unvermögen, Gefühle anderer wahrzunehmen, als ein großer Mangel an emotionaler Intelligenz und ein tragisches Defizit an Menschlichkeit. Denn der psychische Kontakt, der jeder mitmenschlichen Regung zugrunde liegt, beruht auf Empathie, der Fähigkeit, sich emotional auf andere einzustellen“* (Goleman 1995, 127).

Da Emotionen überwiegend nonverbal ausgedrückt werden, geht es zur Deutung der Emotionen um die Fähigkeit, diese nonverbalen Zeichen, wie der Klang der Stimme, eine Geste, der Gesichtsausdruck o.ä. richtig einzuschätzen.

Der Harvard-Psychologe Robert Rosenthal entwickelte einen Empathie-Test, genannt PONS (Profile of Nonverbal Sensitivity), mit dessen Hilfe die Fähigkeit, Gefühle aus nonverbalen Hinweisen abzulesen, gemessen wurde.

Wie bei den anderen Elementen der emotionalen Intelligenz bestand auch bei der Empathiefähigkeit kein gravierender Zusammenhang zwischen dem Ergebnis dieses Tests und der schulischen Leistungstests (IQ-Test).

Goleman nennt an dieser Stelle eine Faustregel der Kommunikationsforscher, nach der emotionale Mitteilungen zu 90 oder mehr Prozent nonverbal sind. So orientieren wir uns oft ganz unbewusst an diesen nonverbalen Zeichen. Steht beispielsweise der Klang der Stimme oder die Körperhaltung nicht im Einklang mit dem Gesagten, liegt die emotionale Wahrheit immer in dem, wie und nicht in dem, was gesagt wird.

Die empathische Anteilnahme hängt, wie diverse Untersuchungen belegen, stark davon ab, wie Eltern ihre Kinder erziehen. Werden Kinder zum Beispiel auf den Kummer, der ihr Fehlverhalten einem anderen bereitet, hingewiesen, entwickeln sie eine deutlich höhere Empathiefähigkeit als wenn sie für dieses Verhalten bestraft werden. Auch die Nachahmung einer beobachteten empathischen Reaktion eines Elternteils formt die Kinder in ihrem eigenen empathischen Verhalten. Daniel Stern, damals Psychiater an der Cornell Medical School, macht insbesondere den von ihm bezeichneten Vorgang der „Abstimmung“ zwischen Mutter und Kind für das Erlernen der grundlegenden Lektionen des Gefühlslebens verantwortlich. Das Kind erfährt im Kontakt mit der Mutter eine empathische Wahrnehmung seiner Emotionen, deren Akzeptanz und ihre Erwidern. Stern geht davon aus, dass diese emotionale Abstimmung die emotionalen Erwartungen prägt und entscheidend dafür sind, wie sie später als Erwachsene ihre engen Beziehungen gestalten (vgl. Goleman 1995, 132). Zum Thema „Neurologie der Empathie“ hält Goleman fest, dass Empathie eine gewisse Gelassenheit und Aufnahmebereitschaft voraussetzt. Die Aufnahme und Nachahmung der Empfindungen eines anderen Menschen ist folglich ausgeschlossen bzw. kaum möglich, wenn das emotionale Gehirn eine starke Reaktion, wie z.B. Zorn auslöst (vgl. Goleman 1995, 137).

III.1.5. Umgang mit Beziehungen (soziale Fähigkeiten)

Ein weiterer wesentlicher Aspekt der emotionalen Intelligenz ist nach Goleman die Fähigkeit, Beziehungen zu gestalten (vgl. Goleman 1995, 146). Voraussetzung hierfür ist, dass die Gefühle eines anderen erkannt und auch beeinflusst werden können. Es geht somit um die soziale Kompetenz, Kontakte und Beziehungen zu anderen Menschen zu knüpfen und diese Beziehungen auch dauerhaft aufrechterhalten zu können.

Dieser Umgang mit den Emotionen anderer setzt aber sowohl Selbstbeherrschung als auch Empathie voraus. Dies ist sehr gut bei kleinen Kindern zu beobachten, denen es etwa ab dem zweiten Lebensjahr gelingt, eigene starke Gefühle zu kontrollieren, um anstelle von Wutanfällen z.B. mit Überredungskünsten, Schmeicheleien gezielt eine konkrete Handlung des Gegenübers zu erreichen. Ab diesem Alter zeigen sich auch die ersten Anzeichen von Empathie.

Thomas Hatch, ein Kollege Howard Gardners, nennt vier Fähigkeiten der interpersonalen Intelligenz:

- Gruppen organisieren ist die Fähigkeit des Führens, der die Anstrengungen einer größeren Zahl von Menschen initiiert und koordiniert.
- Lösungen aushandeln ist das Talent des Vermittlers, der Konflikte verhindert oder löst.

- Persönliche Verbindung ist das Talent der Empathie und der Herstellung von Beziehungen.
- Soziale Analyse ist die Fähigkeit, die Gefühle, Motive und Anliegen anderer zu entdecken und zu verstehen.

(vgl. Goleman 1995, 153-154)

Auf der Grundlage dieser sozialen Kompetenzen entwickelt sich das, was wir Menschenkenntnis nennen. Sie umfasst erfolgreiche Menschenführung und die Fähigkeit, Emotionen in anderen wecken zu können. Sie vereinigt alle vorherigen emotionalen Kompetenzen, sie ist sozusagen das Ziel, welches man durch das Training der emotionalen Intelligenz erreichen will. Insbesondere im Berufsleben zählt hierzu, sich für andere Menschen zu engagieren, sie zu motivieren, zu überzeugen und zu fördern. Sozial kompetente Menschen sind Vorbilder und müssen alle Kompetenzen gut entwickelt haben, um glaubhaft und erfolgreich zu sein. Sie übernehmen soziale Verantwortung, indem sie kooperativ, konstruktiv und Mitglieder des sozialen Systems sind.

Besteht hingegen ein Mangel dieser sozialen Fähigkeiten kann dies Ursache für ein Scheitern in Beziehungen der intellektuell Begabtesten sein. Diese Menschen werden dann oft als arrogant und gefühllos wahrgenommen.

Als ein Grundprinzip des sozialen Lebens bezeichnet Goleman die mitreißende Wirkung von Emotionen. Die Menschen imitieren wahrscheinlich unbewusst die Emotionen anderer, indem sie die kaum wahrnehmbare motorische Mimikry des Gesichtsausdrucks, der Gebärden, des Tonfalls der Stimme und anderer nonverbaler Anzeichen der Emotionen auffangen (vgl. Goleman 195, 150). Positive Emotionen breiten sich dabei stärker aus als negative.

„Das Lächeln ist das ansteckendste emotionale Signal, denn es vermag fast unwiderstehlich andere dazu zu bringen, zurückzulächeln. Das Lächeln allein löst schon positive Gefühle aus“ (Goleman 2000, 204).

Als ein weiteres wichtiges Element der Sozialkompetenz gilt die Fähigkeit zur Konfliktbewältigung. Sie umschreibt die Fähigkeit, über Meinungsverschiedenheiten zu verhandeln und sie beizulegen, dabei auch mit schwierigen Menschen und kritischen Situationen auf diplomatische und taktvolle Weise umzugehen. Entscheidend ist, die Konflikte wahrzunehmen, sie anzusprechen und gemeinsam an der Lösung des Konfliktes zu arbeiten. Voraussetzung ist eine gewisse innere Ruhe. Nur, wenn man nicht zu stark von eigenen Emotionen beherrscht und abgelenkt ist, ist man für die feinen Signale der Mitmenschen empfänglich. Sozial kompetente Menschen entdecken drohende Konflikte oft schon bevor sie eskalieren, weil gewisse Stimmungen sich anbahnen. Diese drohenden Krisen offen anzusprechen und zu freimütigen Diskussionen anzuregen, führt meist zu einer Lösung des Problems, bei der beide Seiten gewinnen (vgl. Goleman 2000, 216).

III.2. Sinn und Bedeutung (Nutzen) von Emotionen

Goleman sieht im Menschen zwei „Seelen“ vertreten, eine rationale und eine emotionale. Mit „Seele“ meint er hier, was die Psychologen als „Kognitionsweisen“ bezeichnen und was praktisch bleichbedeutend ist mit „Erkennen“. Er geht davon aus, dass die Wechselwirkung dieser divergierenden Weisen des Erkennens maßgebend unser Seelenleben bestimmen. Unserer rationalen Seele sind wir uns stärker bewusst. Sie steht sozusagen im Zentrum unserer Wahrnehmung. Sie befähigt uns, Dinge abzuwägen und zu reflektieren. Die emotionale Seele hingegen zeichnet sich durch Impulsivität und Leidenschaft aus. Handlungen scheinen zuweilen unlogisch.

Goleman fasst folgendermaßen zusammen:

„Die rationale Seele kann eine Gratifikation aufschieben und einen Impuls übergehen; die emotionale Seele folgt Launen und Begierden. Die rationale Seele kann langfristige Pläne machen; die emotionale Seele sieht nur den Augenblick“ (Goleman 1995, 25).

In unserer Vorgeschichte war es oft evolutionär von Vorteil, unsere momentane Reaktion von Emotionen und Intuitionen leiten zu lassen. Oft blieb in Gefahrensituationen kein Spielraum zur Überlegung.

In den meisten Fällen besteht ein Gleichgewicht zwischen emotionaler und rationaler Seele. Die beiden Seelen sind zwar mit spezifischen, aber dennoch miteinander verbundenen Schaltungen versehen und kooperieren meistens ausgezeichnet miteinander. Gefühle sind wichtig für das Denken und genauso Gedanken für das Fühlen. Anders jedoch, wenn Leidenschaften aufwallen. Das Gleichgewicht kippt, wobei die emotionale Seele die Vorherrschaft über die rationale Seele gewinnt.

III.3. Der Erkenntnisprozess aus neurophysiologischer Sicht

Der Neokortex, der beim Menschen viel größer ist als bei jeder anderen Art, wird als das denkende Gehirn bezeichnet. Hier wird das von den Sinnen Wahrgenommene zusammengefügt und kognitiv gedeutet. Er ist verantwortlich für unsere Fähigkeit, Strategien zu entwerfen, langfristig zu planen und alle intellektuellen Raffinessen.

Ort der Emotionen im eigentlichen Sinne, z. B. Wut, sexuelle Leidenschaften, Begierde ist das limbische System. Es umringt den Neokortex und grenzt an ihn an. Diese Verbindung zwischen Neokortex und limbischen System führt dazu, dass zusätzlich zur kognitiven Deutung auch die emotionale Bewertung hinzutritt.

Als ein Beispiel hierfür ist die Mutter-Kind-Bindung zu nennen, die als Grundlage für den Familienzusammenhalt gilt und als langfristige Betreuung der Kinder auch die menschliche Entwicklung ermöglichte.

Als ein Gegenbeispiel gelten die Reptilien. Bei diesen Arten ohne Neokortex gibt es keine Mutterliebe. Dies führt dazu, dass sich der frisch ausgeschlüpfte Nachwuchs verstecken muss, um nicht von den Eltern gefressen zu werden.

Der Neokortex ermöglicht die Verfeinerung und Komplexität des Gefühlslebens. In emotionalen Ausnahmezuständen jedoch, wenn uns z.B. heftiges Verlangen oder Wut packt, wir bis über beide Ohren verliebt sind oder wir erschrocken zurückweichen, verliert der Neokortex seinen Einfluss über unser Gefühlsleben. Jetzt hat uns das limbische System im Griff.

Goleman beschreibt Fälle emotionaler Entgleisungen, in denen Menschen aus einem Gefühl von Panik oder auch Wut vollkommen die Kontrolle über ihre Handlungen zu verlieren scheinen, brutal zu schlagen oder Amok laufen und töten. Aber nicht nur solche Extremfälle kennzeichnen diese Form der Vorherrschaft des limbischen Systems über den Neokortex. Der Autor führt Beispiele aus dem alltäglichen Leben an: Umgang im Straßenverkehr, unverhältnismäßig barsche Reaktionen auf uns nervendes Verhalten unserer Kinder etc., die uns im nachhinein oftmals unangebracht scheinen.

Verantwortlich für derartige Reaktionen ist der Mandelkern (Amygdala), ein mandelförmiges Gebilde oberhalb des Hirnstammes im Zentrum des limbischen Gehirns.

Aus Hippocampus und Mandelkern entwickelten sich der Kortex und der Neokortex. Sie waren die beiden maßgebenden Teile des primitiven „Riechhirns“. Auch heute noch sind Lernen und Erinnern überwiegend von diesen beiden Strukturen bestimmt. Hierbei ist der Mandelkern zuständig für die emotionalen Angelegenheiten. Er gilt als Speicher der emotionalen Erinnerung. Beispiele operativer Abtrennung des Mandelkerns vom übrigen Gehirn zeigen, dass dies zu einer Unfähigkeit führt, die emotionale Bedeutung von Ereignissen zu erfassen bzw. generell emotional zu empfinden. Dies gilt ebenso für das Empfinden von Leidenschaften. Eine Entfernung oder Abtrennung des Mandelkerns bei Tierversuchen zeigt beispielsweise, dass diese Tiere weder Furcht noch Wut kennen. Gleichzeitig hinaus verlieren sie den Antrieb für Rivalität und Kooperation

Joseph LeDoux, Neurowissenschaftler am Center for Neural Science der New York University, stellte in vielen Versuchen die herausragende Funktion des Mandelkerns in der emotionalen Bewertung fest. Er spricht von „Stolperdrahtfunktion“ des Mandelkerns. In Momenten gefühlsmäßigen Handelns, in denen das impulsive Gefühl das rationale Denken verdrängt, ist der Mandelkern der Auslöser der Handlung. Hierbei kommt ihm auch die Stellung eines psychologischen Wachtposten zu, der jedes Ereignis, jede Wahrnehmung hinsichtlich der Fragestellung, ob es sich um etwas handeln könnte, das ich nicht ausstehen kann, das mich kränkt, das ich fürchte, kritisch zuordnet.

In seinen Forschungen konnte er nachweisen, dass bei perceptiver Wahrnehmung von Signalen ein Teil der Neuronen im Gehirn vom Thalamus direkt zum Mandelkern weitergeleitet werden. Diese zusätzliche neuronale Schaltung erlaubt dem Mandelkern, vor dem Neokortex zu reagieren, was dann auch zwangsläufig zu unkontrollierten, sog. „kopflosen“ Handlungen führen kann

Bevor der Neokortex also überhaupt erfahren hat, was passiert ist, reagiert der Mandelkern ggf. in einem Wahn der Wut oder der Angst. Unabhängig vom Denken und vor allem zeitlich vor ihm, erfolgt über den Mandelkern eine erste Zuordnung und Reaktion.

Grundsätzlich jedoch erfolgt über die Präfrontallappen, die Goleman auch als „den Schalter des Gehirns“ bezeichnet, eine Kontrolle und ggf. auch Unterdrückung dieser ersten Impulse (vgl. Goleman 1995, 45). Dieser präfrontale Bereich analysiert die Situation und kann somit adäquater reagieren.

Grund hierfür ist, dass ein größerer Teil der sog. Botschaft zum Neokortex und seinen zahlreichen Zentren weitergeleitet wird. Die Koordination dieser Information und der entsprechenden Reaktion hierauf erfolgt durch die Präfrontallappen. Obwohl die Reaktion des Neokortex länger als der Entgleisungsmechanismus über den Mandelkern dauert, lehrt uns unsere Erfahrung, dass die Zurückhaltung einer heftigen emotionalen Überreaktionen den „Normalfall“ darstellt, der nur in emotionalen Krisen durchbrochen wird.

Goleman fasst wie folgt zusammen:

„An emotionalen Entgleisungen sind also vermutlich zwei Vorgänge beteiligt: die Auslösung durch den Mandelkern und das Ausbleiben der Aktivierung jener neokortikalen Prozesse, die normalerweise die emotionale Reaktion zügeln – bzw. die Beschlagnehmung der neokortikalen Bereiche für den emotionalen Ausnahmezustand“ (Goleman 1995,46).

Unsere Emotionen und folglich auch unsere emotionale Intelligenz wird somit entscheidend durch die Wirkungsweise der Hirnareale (limbisches System, Neokortex, Mandelkern und Präfrontallappen) bestimmt.

III.4. Emotionale Intelligenz am Arbeitsplatz

In dem dritten Teil seines Buches „Emotionale Intelligenz“ (Goleman 1995, 190) behandelt der Autor u.a. die Fragestellung, inwieweit die soziale Kompetenz am Arbeitsplatz relevant und anhand welcher Kriterien messbar ist.

Mit Hilfe eines Beispiels aus den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts, in dem es aufgrund eines Fehlers des Flugkapitäns und der schlechten Zusammenarbeit der Crew zu einem Flugzeugabsturz kam, unterstreicht er den heutigen Stellenwert von Team- und Kooperationsfähigkeit, Konfliktlösungsfähigkeit und Verantwortungsbewusstsein im Umgang mit Arbeitskollegen, Führungskräften und Mitarbeitern.

Goleman weist darauf hin, dass die Destruktivität am Arbeitsplatz aufgrund von unzufriedenen, eingeschüchternen Mitarbeitern oder selbstgefälligen, für Kritik unerreichbare Führungskräfte im alltäglichen Arbeitsablauf in der damaligen Zeit oft unerkannt blieb und nicht thematisiert wurde. Obwohl eine sinkende Produktivität, ein hoher Krankheitsstand oder auch ein häufiger Stellenwechsel der Mitarbeiter auch schon damals als klare Indizien hätten erkannt werden können.

Der Autor nimmt Bezug auf eine Befragung von 250 leitenden Angestellten in den siebziger Jahren, in der die emotionale Intelligenz nicht als kostenwirksamer Faktor gesehen wurde. Die Befragten äußerten sogar die Befürchtung, dass Einfühlung oder Mitgefühl mit ihren Mitarbeitern in vielen Fällen zum Konflikt mit den Unternehmenszielen führt.

Diese Einstellung habe sich, so Goleman, in den letzten Jahren immens gewandelt. Nicht zuletzt aufgrund der mit der Globalisierung einhergehenden stärkeren Wettbewerbsrealität, was insgesamt einen Wandel der Unternehmenskultur nach sich zog, sind heute mehr die interpersonalen Fähigkeiten der Mitarbeiter und insbesondere der auf höherer Führungsebene gefragt. Natürlich wirkt es sich auf die Qualität der Arbeit positiv aus, wenn Menschen mit Führungsaufgaben ihre Mitarbeiter für ein gemeinsames Ziel begeistern können, im Umgang mit ihren Mitarbeitern empathisch sind und Konflikte ansprechen und bewältigen können.

Goleman veranschaulicht in diesem Zusammenhang die Auswirkungen der emotionalen Intelligenz auf die Arbeitsatmosphäre anhand einzelner Merkmale des sozialen Verhaltens. Auf zwei werde ich im einzelnen näher eingehen, da sie bei der Deutschen Rentenversicherung Hessen als maßgebende Kriterien zur Beurteilung der Sozialkompetenz der Nachwuchskräfte herangeführt werden und für die Fragestellung, inwieweit „emotionale Intelligenz“ in der Ausbildung der Verwaltung Beachtung findet, bedeutend sind.

III.4.1. Merkmale des sozialen Verhaltens

a) Kritik- und Kommunikationsfähigkeit

Hiermit ist die Fähigkeit angesprochen, einer anderen Person ein konstruktives Feedback zu geben oder auch bei Erhalt eines solchen Feedbacks konstruktiv damit umgehen zu können. Die Aufgabe der Führungskraft ein solches Feedback, beispielsweise in Fördergesprächen oder auch in schriftlichen Beurteilungen zu geben, zählt wohl zu den eher unbeliebten und dennoch wichtigsten. Goleman betont, die Abhängigkeit der Effektivität, der Zufriedenheit und Produktivität der Menschen am Arbeitsplatz von der Art, wie Kritik geäußert und aufgenommen wird.

Besonders ungeeignet, da verletzend und abwertend, ist Kritik, die einem persönlichen Angriff gleichkommt. Kritikpunkte werden als Vorwürfe formuliert, bewegen sich oft auf der Beziehungsebene, werden verachtend und pauschalierend geäußert. Eine so geäußerte Kritik zeugt nicht von Empathiefähigkeit und lässt außer Acht, welche Auswirkungen dies auf die Motivation, Energie und das Selbstvertrauen des anderen haben könnte.

Neben der Unfähigkeit vieler Führungskräfte, Lob zu äußern, ist oft auch die Praxis verbunden, überhaupt kein Feedback zu geben. Die Mitarbeiter erhalten viel zu spät Resonanz und dann oftmals erst, wenn der Ärger bereits angestaut ist.

b) Team- und Kooperationsfähigkeit

Arbeiten Menschen in einem Team, steht diesem Arbeitsteam grundsätzlich das Wissen eines jeden einzelnen zur Verfügung. Die individuellen Kompetenzen und Performanzen der Teammitglieder können aber nur dann effektiv in den Arbeitsprozess einfließen, wenn die Mitarbeiter gute Teamspieler sind. Sie wecken das Engagement und die Begeisterung der Gruppe für die kollektiven Bemühungen. Eine gute Teamarbeit basiert somit auf der Zuverlässigkeit und dem Verantwortungsbewusstsein der einzelnen Mitglieder.

Eine Atmosphäre freundlicher Kollegialität kann hierbei nur entstehen, wenn Grundsätze wie respektvoller Umgang, Hilfsbereitschaft und Kooperation gelten.

III.5. Entwicklung von Programmen zur emotionalen Erziehung

Goleman weist darauf hin, dass das Fundament für die Entwicklung der emotionalen Intelligenz in den ersten Lebensjahren eines Kindes gelegt wird. Mit dem enormen Anwachsen des Volumens des Gehirns bis zum vierten Lebensjahr laufen in dieser Phase auch wichtige Lernprozesse, darunter insbesondere das emotionale Lernen leichter ab als in späteren Lebensabschnitten. Obwohl diese Fähigkeiten weiterhin beeinflussbar sind, bauen sie auf denen der ersten Jahre auf.

Goleman bezieht sich auf einen Bericht des National Center for Clinical Infant Programs, der einen Schulerfolg in Zusammenhang mit vorhandenen emotionalen und sozialen Kompetenzen der Kinder sieht und nicht, wie oft angenommen bei Lesefähigkeit oder anderen angelernten Kenntnissen.

Die in dem Bericht geforderte elementare Lernfähigkeit, die als Kriterium zur Beurteilung der Schulreife des Kindes herangezogen wird, nennt sieben, alle der emotionalen Intelligenz zugehörige Elemente: Selbstvertrauen, Neugier, Intentionalität, Selbstbeherrschung, Verbundenheit, Kommunikationsfähigkeit, Kooperationsbereitschaft (vgl. Goleman 1995, 245).

Ob ein Kind bei der Einschulung diese Fähigkeiten mitbringt, hängt maßgebend davon ab, mit welcher emotionalen Einstellung Eltern oder andere wichtige Bezugspersonen ihnen begegnet sind.

Erik Erikson spricht vom „Urvertrauen“, welches sich nur dann ausprägen kann, wenn das Kind in einer wohlwollenden, liebevollen und unterstützenden Atmosphäre aufwächst.

Goleman argumentiert für eine Entwicklung wirksamer Programme zur emotionalen Erziehung, um mit Jugendlichen und Erwachsenen, die große Defizite in der emotionalen Intelligenz aufweisen, alternative Handlungsmöglichkeiten zum ersten ggf. überschießenden Handlungsimpuls zu entwickeln. Dieses Erlernen der Impulskontrolle ist für den Autor Voraussetzung, um zwischen Fühlen und Handeln unterscheiden und darüber hinaus gleichzeitig bessere emotionale Entscheidungen treffen zu können (vgl. Goleman 1995, 326).

Goleman nennt in diesem Zusammenhang die in den USA häufig angewandten und als „Self Science“ bezeichneten Lehrprogrammen an den Schulen. Im Fach Self Science geht es um subjektive und intersubjektive Emotionen. Großes Augenmerk wird hierbei auf die Kommunikationsstrukturen der Jugendlichen gelegt.

So fasst Goleman abschließend folgendermaßen zusammen:

„Es bringt sozialen Gewinn, wenn man von seiner Selbstbezogenheit und seinen egoistischen Impulsen Abstand nehmen kann; man wird dadurch offen für die Empathie, für richtiges Zuhören, für das Sichhineinversetzen in andere. Empathie bringt, wie wir gesehen haben, Anteilnahme, Altruismus und Mitgefühl mit sich. Wenn man die Welt mit den Augen eines anderen betrachtet, fallen die Stereotype des Vorurteils in sich zusammen, und daraus erwachsen Toleranz und Anerkennung von Unterschieden“ (Goleman 1995, 357).

Er führt darüber hinaus an, dass unsere zunehmend pluralistische Gesellschaft auf einen Zuwachs der emotionalen und sozialen Kompetenzen angewiesen sei, um überhaupt in gegenseitiger Achtsamkeit miteinander leben zu können und ggf. in einen produktiven öffentlichen Diskurs zu treten.

III.6. Die Bedeutung des Konzeptes der „emotionalen Intelligenz“ bei der Erstellung von Beurteilungskriterien

Im Nachfolgendem werde ich mich der Fragestellung zuwenden, ob die Erkenntnisse zum Konzept der „Emotionalen Intelligenz“ auch in meinem beruflichen Kontext, Referat Unternehmens-, Organisations- und Personalentwicklung und hier explizit im Ausbildungsbereich der Deutschen Rentenversicherung Hessen Beachtung finden. Untersuchen werde ich hierbei die Beurteilungsrichtlinien für die Nachwuchskräfte der Deutschen Rentenversicherung Hessen. Als ehemalige Ausbilderin dieses deutschen Arbeitgebers im öffentlichen Dienst kam mir sowohl die Aufgabe der praktischen als auch der theoretischen Unterweisung der beiden Berufsgruppen (Sozialversicherungsfachangestellte und Diplom-Verwaltungswirt) am Arbeitsplatz zu, so dass ich mir zum einen Feldkompetenz in der Kompetenz- und Performanzvermittlung im Ausbildungskontext als auch einen breiten Erfahrungshorizont in der Durchführung von Förder- und Beurteilungsgesprächen aneignen konnte.

Der dieser Arbeit als Anlage (Anlage 1) beigefügte Beurteilungsbogen wurde 1999 von den Koordinatoren für das Beurteilungswesen einheitlich für alle Deutschen Rentenversicherungsträger in Würzburg ausgearbeitet und seitdem immer wieder optimiert. Eine im Rahmen von Fortbildungsprogrammen für Ausbilder ausgehändigte Broschüre „Beurteilungshinweise für Ausbilder“ weist darauf hin, dass dieser Beurteilungsbogen nur in der Kombination mit einer qualifizierten und professionellen Durchführung von Förder- und Beurteilungsgesprächen eingesetzt werden sollte. Kernstück bildet hierbei das Fördergespräch, dass jeweils in der Mitte eines Ausbildungsabschnittes stattfinden sollte, um Stärken und Trainingspunkte aufzuzeigen und nach gemeinsamen Lösungen zur positiven Veränderung zu suchen.

Im Gegensatz dazu werden im Beurteilungsgespräch abschließend die erreichten Leistungen anhand der Kriterien des Beurteilungsbogens eröffnet und besprochen. Hierbei sollte immer auch Bezug zum geführten Fördergespräch genommen werden. Diese Verfahrensweise soll wie in den „Beurteilungshinweisen für Ausbilder“ aufgeführt, eine möglichst objektive, sachliche und vor allem fördernde Beurteilung gewährleisten. Im Vordergrund sollte die gemeinsame Reflexion über die Stärken und Schwächen der Nachwuchskraft und die Überlegung, wo/wie/wann /durch wen sich Veränderungsmöglichkeiten ergeben könnten, stehen.

III.6.1. Soft-skills: Persönlichkeitsmerkmale, Merkmale zum sozialen Verhalten

Zur Beurteilung der Frage, ob und ggf. in welchem Umfang die Erkenntnisse zur emotionalen Intelligenz in das Beurteilungssystem für die Nachwuchskräfte der Deutschen Rentenversicherung Hessen einfließen, untersuche ich die Beurteilungsmerkmale dahingehend, inwieweit die für die emotionale Intelligenz charakteristischen persönlichen und sozialen Kompetenzen Beachtung finden.

Speziell für den Arbeitsbereich wurde dafür in Anlehnung an das Konzept der „Emotionalen Intelligenz“ der Begriff „soft skills“ entwickelt. Nach Wikipedia erhalte ich folgende Definition (<http://de.wikipedia.org/wiki/SoftSkills>):

Der Begriff **soft skills** umfasst eine nicht genau definierte Reihe von menschlichen Eigenschaften, Fähigkeiten und Persönlichkeitszügen, die für das Ausüben eines Berufs nötig oder förderlich sind. Das Hauptaugenmerk liegt dabei auf dem Umgang mit Mitarbeitern und Kunden. Im Gegensatz dazu versteht man unter den Hard Skills die fachlichen Kompetenzen, die die klassische Berufsausbildung betreffenden.

Zur Überprüfung meiner Eingangsfrage ziehe ich diejenigen Kompetenzen der emotionalen Intelligenz (soft skills) heran, die so beschaffen sind, dass sie beobachtbar und in ihrem Grad der Ausprägung unterschiedlich sind. Voraussetzung für die Beurteilbarkeit von Kompetenzen der emotionalen Intelligenz ist, dass diese Merkmale stets nur von Menschen beurteilt werden können, die häufigen Kontakt mit diesen Mitarbeitern haben oder sogar eng mit ihnen zusammenarbeiten. Dieses Kriterium wird von den Ausbildern bei der Deutschen Rentenversicherung Hessen erfüllt. Jeder Ausbilder teilt sein Büro mit vier Nachwuchskräften, was eine starke Beobachtung und Zusammenarbeit ermöglicht.

Bei den soft skills, die die o.g. Voraussetzungen erfüllen, unterscheide ich Persönlichkeitsmerkmale und Merkmale zum sozialen Verhalten.

Persönlichkeitsmerkmale: Selbstvertrauen, Empathie, Kritikfähigkeit, Disziplin, Offenheit, Flexibilität, Motivation, Initiative, Selbstständigkeit

Merkmale zum sozialen Verhalten: Soziale Sensibilität, Organisationsbewusstsein, Einflussfähigkeit, Kommunikationsfähigkeit, Mitarbeiterentwicklung, Kritisierfähigkeit, Konfliktlösungsfähigkeit, Durchsetzungsfähigkeit, Team- und Kooperationsfähigkeit, Verantwortungsbewusstsein, Zuverlässigkeit

III.6.2 Das Fördergespräch

Zur Vorbereitung auf das Fördergespräch erhält die Nachwuchskraft von dem beurteilenden Ausbilder einen Leitfaden, in dem es neben Fragen zur fachlichen Qualifikation auch um die Betrachtung der emotionalen und sozialen Kompetenzen geht.

Zusammengefasst lauten die Fragen:

- Habe ich Spaß an der Arbeit?
- Wie sieht mein Schreibtisch aus?
- Fühle ich mich in diesem Abschnitt wohl?
- Helfe ich, wird mir geholfen?
- Kann ich meine Kenntnisse/Fähigkeiten/Interessen einbringen?
- Habe/nutze ich die Möglichkeit selbstständig zu arbeiten?
- Schaffe ich meine Aufgaben?
- Könnte ich mehr Aufgaben schaffen?
- Wo sind meine Stärken und Schwächen?

- Inwieweit helfen mir meine Unterlagen und Muster?
- Kontakt nach außen – Spaß oder Qual?
- Anregungen für die Zukunft – Was kann besser werden?

Der Auszubildende bzw. der Anwärter erhält somit vorweg die Möglichkeit der Selbsteinschätzung und Positionierung. Bevor im Fördergespräch eine gemeinsame Reflexion erfolgt und ggf. konkrete Handlungsschritte zur Realisierung des Ausbildungsziels festgelegt werden, wird ihm in der Selbstreflexion eine gewisse Eigenverantwortlichkeit übertragen.

Eine Betrachtung dieser Leitfragen zeigt m.E. eine relativ starke Ausrichtung auf die soft-skills. Obwohl die meisten Fragen auch die Steigerung der fachlichen Kompetenzen beinhalten, werden in die Überlegung, wie dies realisiert werden könnte, ausschließlich persönliche und soziale Fähigkeiten angesprochen (Disziplin, Motivation, Selbständigkeit, Soziale Sensibilität, Organisationsbewusstsein, Team- und Kooperationsfähigkeit, Zuverlässigkeit, Verantwortungsbewusstsein).

Im Fördergespräch erfolgt die Gegenüberstellung von Selbstwahrnehmung der Nachwuchskraft und Fremdwahrnehmung durch den Ausbilder. Findet der Azubi/ der Anwärter im Falle der Diskrepanz überzeugende Argumente für seine Selbsteinschätzung erfährt er darüber hinaus noch ein positives Beispiel zur eigenen Wirksamkeit (Flammer).

In der Ist-Analyse werden die positiven und negativen Bewertungen zum Ausbildungsstand festgehalten. Daraus ergibt sich die gemeinsame Zielklärung (Soll), wobei festgehalten wird, was sowohl die Nachwuchskraft als auch der Ausbilder zur Realisierung des Ziels tun kann. Ggf. kommt es noch zur Festlegung von Zwischenstops (Termine), um die Zieleinhaltung schrittweise zu überprüfen.

III.6.3. Der Beurteilungsbogen

Zum weiteren Verständnis erfolgt eine kurze Erläuterung zum Aufbau des Beurteilungsbogens für Nachwuchskräfte.

Der Beurteilungsbogen enthält eine Gewichtung nach drei Schlüsselqualifikationen (Fachkompetenz, Methoden-Kompetenz, Sozialkompetenz), denen jeweils verschiedene Beurteilungskriterien zugeordnet sind. Die insgesamt neun Beurteilungskriterien werden durch eine unterschiedliche Anzahl von Beurteilungsmerkmalen mittels so genannter Schlüsselfragen weiter spezifiziert. Für die jeweilige Schlüsselfrage stehen nach Punkten abgestuft fünf Bewertungsmöglichkeiten zur Verfügung (Leistungsstufen), die die verschiedenen Leistungsniveaus beschreiben. Als Ergebnis des Beurteilungskriteriums ist der Mittelwert aus den einzelnen Schlüsselfragen zu bilden.

Die nachfolgende Tabelle soll einen Überblick über die den Schlüsselqualifikationen zugeordneten Beurteilungskriterien und die Anzahl der Schlüsselfragen (Beurteilungsmerkmale) geben:

Schlüsselqualifikation	Beurteilungskriterium	Anzahl der Beurteilungsmerkmale
Fachkompetenz	1. Interesse und Motivation	4
	2. Denk- und Urteilsfähigkeit	4
	3. Umfang der Fachkenntnisse	3
	4. Anwendung der Fachkenntnisse	4
Methodenkompetenz	5. Auffassungsgabe und Lernfähigkeit	5
	6. Selbständigkeit	3
	7. Arbeitsorganisation	5
Sozialkompetenz	8. Kommunikationsfähigkeit	6
	9. Fähigkeit zur Zusammenarbeit/Team-arbeit	5

Der Terminus „Sozialkompetenz“ lässt die Annahme zu, dass dieser Beurteilungsbereich explizit das Augenmerk auf die emotionale Intelligenz richtet. Gefragt wird nach der Kommunikationsfähigkeit, die als Fähigkeit, präzise, verständlich und flüssig zu kommunizieren und Sachverhalte zu präsentieren sowie im Kundenkontakt kompetent, kooperativ und konfliktfähig zu sein, definiert wird. Die Leitfrage („Wie verständlich und folgerichtig ist der gedankliche Aufbau? Wie adressatengerecht, klar und überzeugend ist die Kommunikation?“) ist in zwei Schwerpunkte (Fachliches Ausdrucksvermögen und Kontakte nach außen) unterteilt. An den sechs folgenden Schlüsselfragen wird die starke Ausrichtung der Kommunikationsfähigkeit auf den beruflichen Kontext deutlich.

Die Fähigkeit zur Zusammenarbeit/Teamarbeit wird wie folgt definiert: Fähigkeit, mit anderen zusammenzuarbeiten und sich kooperativ zu verhalten. In der Leitfrage geht es um die Beurteilung, wie aufgeschlossen, kollegial und verantwortungsvoll das Verhalten ist und wie groß und angemessen die Bereitschaft zur Zusammenarbeit einzustufen ist. In den fünf Schlüsselfragen geht es um Kooperationsfähigkeit, soziale Verantwortung/Integrationsfähigkeit und Kollegialität. Beurteilt wird die Zuverlässigkeit, die Bereitschaft Verantwortung zu übernehmen, die Fähigkeit konstruktiv mit Kritik umzugehen und die Selbsteinschätzung sowie Reflexionsfähigkeit. Diese Beurteilungsmerkmale lassen nicht explizit eine Ausrichtung auf den Nutzen für den Arbeitgeber erkennen. Im Gegenteil geht es hier um die Fähigkeit zwischenmenschlich erfolgreich zu agieren.

Sieht man sich die Beurteilungskriterien zur Fachkompetenz an, fällt wiederum auf, dass die implizierten soft-skills hinter den Beurteilungsmerkmalen, wie Motivation, Selbständigkeit, Initiative ausschließlich im Arbeitskontext stehen. Gleiches gilt für die Methodenkompetenz, in der es um die Fähigkeit geht, sich Arbeitsabläufe und Lernstoff anzueignen und generell um Organisationsbewusstsein zu entwickeln.

Betrachtet man nun das Gesamtergebnis hinsichtlich der Fragestellung, ob und inwieweit das Beurteilungsverfahren für Nachwuchskräfte das Konzept der „Emotionalen Intelligenz“ in seinen Beurteilungskriterien aufgreift, kommt man zu der Erkenntnis, dass die emotionalen und sozialen Kompetenzen, wenn, nur marginal einfließen. Unterstrichen wird diese

Hypothese noch dadurch, dass bei der Deutschen Rentenversicherung Hessen, wie mir im Gespräch mit einer Ausbilderin bestätigt wurde, bewusst kein Gesamtdurchschnitt aus allen drei Schlüsselqualifikationen (Fach-, Methoden- und Sozialkompetenz) gebildet wird, um explizit eine mögliche Beschönigung der Gesamtnote durch eine besonders gut bewertete Sozialkompetenz zu verhindern.

III. Auswertung

Die im Arbeitskontext fragten soft-skills stellen maximal einen Teilaspekt der emotionalen und sozialen Kompetenz dar, sind aber aufgrund ihrer Eingrenzung auf die berufliche Situation nicht mit ihr gleichzusetzen. So dominieren in der Auflistung der soft-skills diejenigen Fähigkeiten, die speziell auf den Nutzen und die Interessen des Arbeitgebers zugeschnitten sind.

Die der emotionalen Intelligenz zugesprochenen Fähigkeit, zwischenmenschlich erfolgreich zu agieren, was sowohl als intra- als auch interpersonaler Prozess zu sehen ist, wird nicht thematisiert. Die soft-skills, wie sie auch im Beurteilungsbogen fokussiert werden, haben eher den technisch-methodischen Anstrich eines sich angeeigneten Tools.

Schaut man nun auf die sich auch im öffentlichen Dienst veränderte Übernahmemöglichkeit nach erfolgreichem Abschluss der Ausbildung bzw. der Laufbahnprüfung wird der zunehmende Druck auf den Ausbildungskandidaten, einen besonders qualifizierten Abschluss zu erzielen, deutlich. Wenn bisher - ungeachtet der allgemeinen Arbeitsmarktsituation – als besonderes Privileg die Übernahme nahezu garantiert war, so geht heute die Weiterbeschäftigung mit einer sog. Bestauslese einher. In einem Selektionsprozess werden nur diejenigen Nachwuchskräfte übernommen, die mit einer besonders guten Note abschließen. Diese Verfahrensweise, nicht zuletzt aufgrund der auferlegten Sparmaßnahmen durch die Organisationsreform der Deutschen Rentenversicherungsträger und der zunehmenden Stellenknappheit lässt vermuten, dass einzig und allein das Prüfungsergebnis und somit die „nackten“ Zahlen (Noten) über die weitere Zukunft der Nachwuchskräfte entscheiden. So wirken sich die Beurteilungen während der Praxiszeiten in den einzelnen Abteilungen der Deutschen Rentenversicherung Hessen gar nicht auf die Gesamtnote aus. Die allein in der Fähigkeit zur Zusammenarbeit/Teamarbeit dokumentierte emotionale Intelligenz tritt somit vollkommen in den Hintergrund.

Abschließend lenke ich den Fokus auf den späteren Einsatzbereich der Nachwuchskräfte. Die Sozialversicherungsfachangestellten werden in den Leistungsabteilungen „Versicherten- und Rentenleistungen“ in der Sachbearbeitung als Bearbeiter eingesetzt. In der Stellenbeschreibung wird dezidiert aufgelistet, welche Aktenvorgänge in ihren Zuständigkeitsbereich fallen. Ihr Anforderungsprofil enthält keinerlei Führungs- und Leitungsaufgaben, sondern ausschließlich Fachkompetenz auf dem Gebiet des Versicherungs- und Rentenrecht.

Die Diplom-Verwaltungswirte werden nach bestandener Laufbahnprüfung zum größten Teil als Sachbearbeiter in den Leistungsabteilungen eingesetzt. Ihr Anforderungsprofil ist zunächst auf rein fachliche Kenntnisse reduziert. Als Beamte des gehobenen Dienstes haben sie jedoch

im Gegensatz zu den Sozialversicherungsfachangestellten die Möglichkeit der Beförderung zum Teamleiter. In dieser Funktion übernehmen sie erstmals Führungs- und Leitungsaufgaben. Darüber hinaus wird ihnen die fachliche Verantwortung für ihre Arbeitsgruppe, die sich aus zwei Bearbeitern und einem Sachbearbeiter zusammensetzt, übertragen. Als Führungskraft müssen sie ihre Mitarbeiter beurteilen und regelmäßig Mitarbeiter- und Fördergespräche durchführen.

Für den weiteren beruflichen Werdegang ab Teamleiter werden Führungsqualitäten somit unbedingt vorausgesetzt. Hierbei sind besonders diejenigen Führungskräfte erfolgreich, die über ein hohes Maß an emotionaler Intelligenz verfügen und ihre Mitarbeiter für ein gemeinsames Ziel motivieren können. Hierbei sollten sie über ein gutes Durchsetzungsvermögen verfügen und zudem konflikt- und kooperationsfähig sein.

IV. Das Konzept der „sinnlichen Reflexivität“ (Petzold)

Um das Konzept der „sinnlichen Reflexivität“ in seiner Reichweite umfassen zu können, werde ich zunächst auf das Modell des Ko-respondenzprozesses eingehen. Nach kurzer Darstellung der wesentlichsten Inhalte des Sinnkonzeptes des Integrativen Ansatzes werde ich die Metatheorien des Tree of Science, ein Erklärungs- und Erkenntnismodell für Theorie und Praxis der Integrativen Theorie vorstellen.

Die Reflexion therapeutischer und agogischer Prozesse erfordert die Betrachtung ihrer Kontext und Kontinuumsbezüge unter anthropologischer, historischer und politischer Perspektive. Dabei werden Ziele und Inhalte erarbeitet und für deren Vermittlung Methoden, Techniken und Medien eingesetzt, die geeignet sind, komplexe Zusammenhänge zu strukturieren und den ihnen inhärenten Sinn fassbar zu machen. So wird zum einen in der Erfahrung von Wirklichkeit die Reduktion von Komplexität möglich und zum anderen aber auch gleichzeitig neue Komplexität der Wirklichkeit erschlossen.

Mitbestimmt wird diese Erfahrung komplexer Wirklichkeit, die auch als Ergebnis eines komplexen neuronalen, sozialen und ökologischen Konstitutionsprozesses zu sehen ist (Murch, Woodworth 1987; Kriz 1987, Petzold 2003a, 93) durch folgende vier Konstitutionsbedingungen: 1. durch phylogenetische (Vorwelt), 2. durch ontogenetische (Innenwelt), 3. durch soziogenetische (Mitwelt) und 4. durch ökogenetische (Umwelt). Petzold spricht vom vierfachen Erfahrungshintergrund, der in jede Wirklichkeitskonstitution einfließt. Menschen nehmen mit den Möglichkeiten der perzeptiven und cerebralen Ausstattung, die in einem lebenslangen Prozess entwickelt wurden, wahr. Geprägt ist dieser Entwicklungsprozess durch den Stand der Differenzierung der Gesellschaft als Sozialisationsfeld und geformt durch den umgebenden ökologischen Raum. Auf dieser Grundlage ist auch das **Ko-respondenzmodell**, ein zentrales Konzept für den Integrativen Ansatz in Psychotherapie, Soziotherapie, Kreativer Therapie, Agogik und Supervision entwickelt worden. Das Ko-respondenzmodell, welches für die Explikation des Theorie-Praxis-Bezuges als handlungstheoretisches Konzept gilt, sieht Hilarion Petzold als das Kernstück seiner metatheoretischen, theoretischen und praxeologischen Arbeiten an. So haben Praxiserfahrungen das Theoriekonzept des Ko-respondenzmodelles hervorgebracht, welches wiederum strukturierend in die Praxis zurückwirkt – ein sog. Theorie-Praxis-Zyklus. So entsteht der auch für das Konzept der „sinnlichen Reflexivität“ bedeutende Zyklus von Reflexion und Handlung, von Theorie und Praxis, von Stabilisierung und Veränderung, von Integration und Kreation. Dieser für das Identitätserleben wichtige Aspekt bietet die Chance zur Entfaltung und zum Wachstum der Identität, welche durch Konsens und Kooperation

gesichert wird. Petzold beschreibt diesen Zyklus von Reflexion und Handlung im Ko-respondenzprozess wie folgt:

„Der Ko-respondenzprozess führt zu Sinn durch Analyse und zur Veränderung von Situationen, indem die an einer Situation beteiligten Personen ihre Lage reflektieren, d.h. in einem Prozess der Differenzierung Komplexität freisetzen, die strukturiert und prägnant gemacht werden kann. In einer weiteren Phase des Gruppenprozesses, der verbal und aktional (z.B. psycho- und soziodramatisch) abläuft, werden Erfahrungen und Erkenntnisse integriert. Es wird auf diese Weise eine neue Stabilität gewonnen, die die Möglichkeit zur Veränderung, der Kreation, der Überschreitung des Bisherigen bietet“ (Petzold 1987c; Petzold, Lemke 1980).

IV.1. Metatheoretische Reflexionen

Nach dem in dem anthropologischen und kosmologischen Axiom gegründeten Integrativen Ansatz Hilarion Petzolds ist alles Sein Mit-Sein. Aus einer ontologischen Position heraus ist dieses Sein Bewegung, Mit-Bewegung und nie losgelöst von einem Lebenszusammenhang, einem lebens- und sozialweltlichen Bezug, d.h. abstrahiert von Kontext/Kontinuum, zu begreifen. Hierbei ist der Mensch als Körper-Seele-Geist-Subjekt in einem sozialen und ökologischen Umfeld zu betrachten. Seine Hominität und Identität erhält der Mensch aus der Interaktion mit diesem Umfeld (vgl. Petzold 1974k). Eingebunden in einem konkreten historischen, ökologischen und politischen Kontext/Kontinuum ist der Mensch wesensmäßig ein Bezogener. Mit seinem Leib ist er auf diese Welt gerichtet, in der er sieht und gesehen wird, die er berührt und von der er berührt wird (Merleau-Ponty 1964). So bietet uns die Welt auf sehr fundamentale Weise Sicherheit, die wir nach Petzold nur verlieren, wenn wir selbst oder die Kultur, in der wir leben, sich von ihr abspalten. In einer solchen Situation „multipler Entfremdung“, die von Abspaltung und Verdinglichung geprägt ist, sieht Petzold derzeit die modernen Industrienationen (Petzold 1987d; Petzold, Schuch 1991). Verlust von Zugehörigkeit und Sinn sind die Folgen. Auch die ökologische Zerstörung unserer Umwelt erklärt sich dadurch, dass die Menschen ihren Lebensraum nicht mehr als den ihrigen erleben. Das gleiche gilt für die Missachtung unseres Leibes aufgrund der oft selbst zerstörerischen Lebensweise im Umgang mit unserem Körper. Der Mensch sieht andere Menschen und Völker primär als Feinde oder auch Fremde, eine wie Petzold sie beschreibt, xenophobische Tendenz. Dies erklärt, warum Krieg, Völkermord und Unterdrückung überhaupt möglich ist. Hier begreifen die Menschen einander nicht als Mit-Menschen, Schicksalsgenosse, durch deren Präsenz eigenes Menschsein erst gewonnen werden kann.

Stichworte wie ökologische Krise Rohstoffraubbau, ABC-Waffen, Familienzerstörung kennzeichnen für Petzold eine Situation der Devolution. Alle monokausalen Betrachtungsweisen, wie etwa der dialektische Materialismus (Marx, Lukacs), haben hierbei nicht die einschneidenden Veränderungen gebracht. Für Petzold haben sie alle auf jeweils spezifische Art einen totalitären Charakter, der Synarchie verhindert. So wird vergessen, dass gesellschaftliche Entwicklungen multikausal bestimmt sind und neben aller Kontinuität immer auch Diskontinuität impliziert. So bezeichnet Petzold das Leben als heraklitischen Fluss. Für ihn sind alle Lebensbereiche bestimmt durch die Prinzipien der Kommutilität, Synergie und der Kokreation. Mit Offenheit und Flexibilität sind Situationen unter Berücksichtigung des Kontext/Kontinuumsprinzips immer wieder neu zu bestimmen. Diese erfordern oftmals eine neue Wahrnehmung, Reflexion, Sinnfindung und Handlung. Für Petzold bedeutet dies gleichzeitig die Suche nach neuen Paradigmen der Erkenntnis,

Wissensverarbeitung und Strukturierung von Lebenszusammenhängen. Die Gesamtverantwortung für diese Situation kann man jedoch nicht allein der kapitalistischen Wirtschaftsordnung zuschreiben, da ansonsten, worauf Petzold explizit hinweist, das Desaster der kollektiven Verdrängung, der „gesellschaftlichen Produktion von Unbewusstheit“ (Erdheim 1982), der „multiplen Entfremdung“ (Petzold 1986h, 1987d) nicht berücksichtigt würde.

Die Betrachtung dieser gesellschaftlichen und ökologischen Situation wirft die Frage auf, wie umfassende Veränderungen in Gang gesetzt werden können, welche das weltweite Ausmaß der Bedrohung unserer Umwelt und der Humanität stoppen könnten.

Im Umgang mit diesen Problematiken bedarf es für Petzold Konzepte, die allgemein konsensfähig sind und aufgrund ihrer vitalen Evidenz, ihres allseits einsichtigen Sinnes, eine breite Resonanz finden könnten (vgl. Fromm 1976). Hier könnte für ihn aufgrund ethiktheoretischer Überlegungen Integrität von Menschen, Gruppen und Lebensräumen ein solches „sinn“-volles Konzept darstellen. Dieses sich aus dem ontologischen Koexistenzprinzip herleitende Konzept besagt: „Sein ist in fundamentaler Weise bewegtes Mit-Sein“, wobei es aus ontologischer Sicht zum Consorsprinzip führt: „Mensch wird man nur durch Mitmenschen.“ Aus diesen Überlegungen erwachsen weitreichende Konsequenzen. In ihnen schwingt sowohl die Sorge (caring) und die Verantwortung für den Mitmenschen als auch für unsere Welt mit, der man sich nicht einfach entziehen kann. Die Erkenntnis der eigenen existentiellen Bedrohung, sobald die Integrität eines anderen Menschen oder die unserer Umwelt missachtet oder zerstört wird, ist für Petzold die Basis einer engagierten Verantwortung füreinander und für unseren Lebensraum. Integrität schließt neben der Erhaltung immer auch ihre Entwicklung und Entfaltung ein.

Werden Entfaltungsmöglichkeiten eingeschränkt, ist Integrität bedroht. Für Petzold leitet sich das Integritätskonzept nicht zwangsläufig von moralischen Grundsätzen ab, welche auf traditionelle, religiöse oder moralische Wertvorstellungen Bezug nehmen. Er sieht seine Überzeugungskraft allein aus der Tatsache abgeleitet, dass es um das Überleben oder um die sinnlose Zerstörung von Leben geht: Die Verletzung ökologischer Zusammenhänge bedroht über die Zerstörung meines Lebensraumes unmittelbar auch mein Leben; die Verletzung der Menschenrechte gefährdet immer auch meine Integrität, wenn deren Einhaltung nicht grundsätzlich beachtet werden.

Damit diese Zusammenhänge wahrgenommen und erfasst werden können, bedarf es für Petzold eine grundsätzliche Bewusstheit (awareness) und ein differentielles Bewusstsein (consciousness). Über den Awarenessbegriff der Gestalttherapie hinausgehend, fordert er eine komplexe, integrierende Bewusstheit, ein waches, aufmerksames Wahrnehmen, welches differenziert, reflexiv verarbeitet, was in mir und um mich herum vorgeht. Komplex, integrierend geht es um die Entfaltung einer Bewusstheit für den eigenen Leib, den Mitmenschen und unserem Lebensraum in seinen ökologischen, politischen, sozialen und historischen Dimensionen und hierbei im besonderen um Bewusstheit für die Bedrohung von Integrität. Wesentlich an der intentionalen Wahrnehmung vielschichtiger Zusammenhänge ist für Petzold, dass sie Sinn konstituiert und Integrität fördert, welches eine engagierte Verantwortung impliziert, um sich immer dort einzusetzen, wo Integrität bedroht ist.

Um zu verhindern, dass das Konzept der Integrität zu einer Leerformel wird, bedarf es nach Petzold intersubjektiver Ko-respondenz und Ko-operation, die durch Auseinandersetzung und solidarische Aktionen eine Praxis engagierter Verantwortung sichern. Für den Integrativen Ansatz stellt der Prozess der Ko-respondenz selbst eine Methode dar, die unmittelbar im

Koexistenzaxiom und im Kontext/Kontinuumprinzip begründet ist, da eine Konstituierung von Sinn nur in der Auseinandersetzung mit anderen möglich ist. In dem Bedürfnis der Menschen, das Leben in seinen Zusammenhängen zu verstehen, woraus Identität und Integrität erwächst, sieht Petzold die Grundlage dafür, dass Sinn nie für sich, sondern immer nur als Sinn mit anderen, als Kon-sens (Petzold 1970c,1977b) existiert. Im Erleben von Konsens oder auch im respektvollen Dissens sieht er die Chance der Ko-existenz, um einer oft verbreiteten Isolation, Feindseligkeit und Entfremdung, Verbundenheit, Vertrautheit und Vertrauen entgegenzusetzen., was ein gemeinsames Handeln (co-operatio) auslöst.

Dieser in Konsens-Dissensprozessen gewonnene Sinn, der in einen Konsens mündet, stellt für Petzold den integrierenden Faktor dar. Er ist das Ordnungsprinzip für personale, soziale und ökologische Systeme, durch die deren Integrität garantiert wird. In der Überwindung von Entfremdung und Abspaltung erfährt der Mensch in einem intersubjektiv gefundenen Sinn seine Existenz als Koexistenz. Hier unterstreicht Petzold Merleau-Pontys Formulierung „Der Mensch ist zum Sinn verurteilt.“ Neben einer rationalen Komponente impliziert Sinn eine „gemeinsame Wahrheit“, eine sinnenhafte, affektive Komponente. Sinn schließt eine Raum-, Zeit- und Wertgerichtetheit ein und hat darüber hinaus eine qualitative und eine ordnende, integrative Bedeutung. Ausgehend vom funktionalen Sinnkonzept Luhmanns(1971, 31) wird Sinn als „die Ordnungsform menschlichen Erlebens“ bezeichnet. Zum einen reduziert er Komplexität, zum anderen erschließt er sie aber auch neu. Dies bedeutet letztendlich, dass in der Sinnerfahrung die Vielfalt der Möglichkeiten zugänglich und insgesamt verständlicher wird.

Ein im Integrativen Ansatz wesentliches Konzept ist das des „informierten Leibes“, mit dem Petzold einen rein kognitiven Ansatz sowie eine rein neurobiologische, physiologistische Ausrichtung überwindet. Auch für die Konstituierung von Sinn ist an dieser Stelle die ganzheitliche Herangehensweise im Blick zu behalten; der Mensch ist als Körper-Seele-Geist-Wesen ein Leibsubjekt. So ist am Beispiel von Erziehungsstrategien zu sehen, dass Werte und Normen (Transmaterielles), die wir unseren Kindern mitgeben, auch leibhaftig prägen, wie insbesondere im Bereich der Leibes- und Sexualerziehung erkennbar wird. Ganz unabhängig von materiellen Einwirkungen (z.B. körperliche Berührungen) wird der kindliche Leib durch In-formation, durch Lob und Strafe, Verbot und Ermutigung geformt (vgl. Petzold 2003a, 108). Für Petzold beinhaltet Sozialisation immer auch ein leibliches und zwischen leibliches Geschehen, das das Zusammenwirken von materieller und transmaterieller Welt, von korrespondenzgeschöpften Konzepten und kooperativen Wirkungen, d.h. die Veränderung des Leibes und der Lebenswelt zeigen. Petzold fasst es wie folgt zusammen:

„Sinn bleibt deshalb nie abstrakte Kategorie, sondern bleibt rückgebunden an be-greifbare, er-fassbare, kommotibel erfahrene Wirklichkeit, von der wir uns Vorstellungen, Bilder machen in Prozessen von Begegnung und Auseinandersetzung, die wir kokreativ formen und gestalten im gemeinsamen Tun und in gemeinsamen Gedankenbewegungen“ (Petzold 2003a,108; Iljine 1990).

IV.2. Tree of Science

IV.2.1. Erkenntnistheorie

Die im Tree of Science im Bereich der Metatheorien an oberster Stelle stehende Erkenntnistheorie hat eine phänomenologisch-strukturelle (Merleau-Ponty) bzw. eine tiefenhermeneutische (Ricoeur) Ausrichtung. Sie gibt Antwort auf die Frage, wie Erkenntnisse gewonnen werden. Ausgangspunkt für alle Erkenntnisprozesse liegt in der Phänomenologie, die in der französischen Ausrichtung (Merleau-Ponty), „vom Leibe her“

Sinn aus den Sinnen schöpft. Das Wahrgenommene wird schließlich in den gesellschaftlichen Zusammenhang (siehe Ko-respondenz und Konsens) gestellt.

Die auch für die sinnliche Reflexivität entscheidende Frage nach der Wahrheit oder der Wirklichkeit wird in intersubjektiver Ko-respondenz von den Phänomenen zu den Strukturen zu den Entwürfen angegangen. Der im Ko-respondenzprozess gefundene Konsens führt, wie zuvor bereits erwähnt, zu Konzepten und schließlich zu Kooperationen. Dies macht deutlich, dass die Konzepte in der Kooperation erprobt, reflektiert oder auch auf ihren Wahrheitsgehalt hin geprüft werden. Dies führt somit zu der Erkenntnis, dass die von uns erlebte Wahrheit oder Wirklichkeit nie mehr als ein bewährter Konsens ist. Eine wesentliche Position der Integrativen Therapie ist, dass Erkenntnisprozesse nach dem Modell der hermeneutischen Spirale (wahrnehmen, erfassen, verstehen, erklären) voranschreiten. Sie verlaufen intersubjektiv in Kontext/Kontinuum über ein bestimmtes Thema.

IV.3. Anthropologie

Nach den anthropologischen Grundformeln der Integrativen Therapie ist der „Mensch Leibsubjekt in der Lebenswelt“, d.h. „Körper-Seele-Geist-Wesen im Kontext/Kontinuum“ (Petzold 1988n). Durch die beständige Veränderung des Körpers und der Lebenswelt befindet sich der Mensch selbst in stetem Wandel, was Petzold als Metamorphose bezeichnet (Petzold, Orth 1990b). Er charakterisiert die Anthropologie der Integrativen Therapie als existentialistisch, sieht hierbei aber auch eine starke intersubjektive und kokreative Verbundenheit, welche Ausdruck einer eigenartigen Doppelstruktur des Menschen ist: Selbstheit und Zugehörigkeit. So ist der Mensch zum einen Teil dieser Welt, gehört ihr koexistiv zu, zum anderen erfährt er aber auch seine eigene Existenz „vom Leibe her“ in selbst-bewussten, in grenzziehenden Wahrnehmungen. In der zwischenmenschlichen Grenzziehung erfährt der Mensch gleichzeitig Berührung und Grenze. Aus dieser Grenzziehung und Distanznahme gewinnt der Mensch schließlich Exzentrizität, eine nach Plessner beschriebene Möglichkeit, sich und andere von außen zu betrachten. In dieser Selbstbetrachtung liegt auch die Reflexion des eigenen Tuns, die aber eine gleichzeitige Verbundenheit, Zentriertheit im Leibe voraussetzt. Petzold definiert Exzentrizität wie folgt:

„Exzentrizität ist die Fähigkeit, von Situationen, Problemen und Konzepten Abstand zu nehmen (Beobachtung „zweiter Ordnung“), ohne Kontakt zum Geschehen zu verlieren und in „engagierter Distanz“ den breiten Kontext der Gegenwart, Vergangenheitshintergründe, Zukunftsperspektiven und Alternativen zu betrachten“ (Petzold 1990o).

Ist der Patient oder Klient nicht in der Lage, zu sich oder seiner Situation in Distanz zu gehen, da er zu sehr involviert ist, geht es in der Integrativen Therapie mit Hilfe von korrespondierender Bewusstseinsarbeit darum, seine Exzentrizität zu vergrößern. Ihm soll Einsicht in seine Situation gegeben werden, die aus verschiedenen Perspektiven (Mehrperspektivität) aus der Beobachterrolle heraus angeschaut wird.

Nach der Anthropologie des Integrativen Ansatzes ermöglicht die Exzentrizität erst die Anerkennung der Menschenwürde des anderen (G. Marcel, M. Buber, M. Merlau-Ponty) und auch die Subjekthaftigkeit des anderen ermöglicht überhaupt erst eigene Subjekthaftigkeit. Der Mensch wird somit erst durch den Mitmenschen zum Menschen (G.H. Mead, Moreno, vgl. Petzold 1983).

IV.4. Gesellschaftstheorie

Das sich aus der Kosmologie und der Anthropologie ableitende Koexistenzaxiom und das erkenntnistheoretische Konsenskonzept führen unmittelbar hin zur Gesellschaftstheorie und ihren Fragestellungen. Der Mensch wird erst durch die Sozialisation zum Subjekt, das der Sprache mächtig ist und selbstreflexiv zu sich und anderen in Beziehung treten kann.

Durch die Verinnerlichung des „generalized other“ (Mead 1934) wird der Mensch in der Sozialisation „sich selbst zum Gefährten“, wodurch er Identität und subjektive Reflexivität ausbildet. Das Ich wächst im Dialog mit dem Du (Buber 1983), das Selbst in der Ko-respondenz mit dem anderen (Mead 1934), das Subjekt im Diskurs mit dem Mitsubjekt (Marcel). Hier wird deutlich, dass die intersubjektivitätstheoretischen (Marcel, Habermas) und ko-respondenzpraktischen (Buber, Petzold) Überlegungen in der Metatheorie der Integrativen Therapie ein verbindendes Element zwischen Erkenntnistheorie, Anthropologie, Gesellschaftstheorie und Ethik darstellen. Die Entwicklung des Gemeinschaftswesens (Aristoteles) hat immer mehr an gesellschaftlicher Pluralität hervorgebracht, welche eine zunehmende Subjektivität, eine starke Identität des Einzelnen aus sich heraus ermöglichte. So entstand ein hochkomplexes gesellschaftliches Milieu, in dem Individuum und Gesellschaft, Privatheit und Kollektivität miteinander verschränkt sind. Es besteht die Gefahr, zu vereinzeln oder zu vermessen.

Für Petzold erfordert plurale Gesellschaft auch eine plurale Vernunft, die zu einer Humanität von Gesellschaft führt, indem sie die Wertschätzung von Vielfalt und die Achtung von Andersartigkeit fördert. Kulturarbeit, im Sinne von Dienen, Pflegen, Bebauen, Hegen, Heilen ist der Prozess, in dem versucht wird, den nach außen schauenden Menschen (Leibwesen) und der von außen schauenden Menschengestalt (der exzentrische Beobachter) miteinander in Beziehung zu bringen. Die Gesellschaft muss diesen Prozess unterstützen, damit Leiblichkeit nicht unterdrückt, Leben beschädigt oder die Natur verdinglicht wird. Sie darf den Menschen nicht entfremden, unterwerfen, zerstören, weil sonst der Mensch als Leibwesen in Gefahr gerät. So muss sie gewährleisten, dass sich der Mensch in der Gesellschaft verwirklichen kann (als Subjekt im intersubjektiven Kontakt). Denn nur in der Intersubjektivität konnte sich der Mensch von evolutionären Zwängen (Triebe) lösen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Kulturarbeit im Wesen des Menschen selbst geschieht, der in der Ausgewogenheit von

- Natur und Geist
- Zentriertheit und Exzentrizität
- subjektives und intersubjektives Dasein

sein Menschsein verwirklicht.

Die Hominität, eine Aufgabe, die der Mensch in seiner persönlichen und gesellschaftlichen Arbeit anzugehen hat, kann nicht einsam verwirklicht werden. Diese Erkenntnis gilt auch für die Entfaltung einer „sinnlichen Reflexivität“, die sowohl intersubjektive als auch korrespondierende Prozesse erfordert.

VI.5. Ethik

Die Integrative Therapie vertritt eine situativ ausgerichtete Diskursethik (Habermas 1983; Alexy 1978, 37; Kambartel 1974, 54ff), die im Unterschied zur reinen Normsetzung erst in der Beziehung und aus der konkreten Situation heraus wirklich wird. Es ist eine Ethik der engagierten Verantwortung für das Leben (Levinas), d.h. Verantwortung für die Integrität (Unversehrtheit) und Entfaltungsmöglichkeiten für die Lebensqualität jedes Menschen, für die Gruppe, jedes Lebenskontextes. Sie gründet in der Intersubjektivität. Im Diskurs zwischen Einzelpersonen und Gruppen (intersubjektive Ko-respondenz) wird höchste Subjektivität mit einer übergreifenden, „objektiven“ Dimension (das Ausgehandelte unter den Personen) ausgestattet. Der Ethikanspruch der Integrativen Therapie schafft eine Allgemeingültigkeit, ohne dabei aber die konkrete Einzelsituation aus dem Blick zu verlieren, indem sie im Diskurs zwischen den Subjekten beurteilt wird. So wird situationsspezifisch eine Verbindung zwischen Einzelanspruch und Universalgeltung hergestellt.

Genau darin sieht Petzold die Stärke der Diskursethik. Wenn beispielsweise Psychotherapie als Wissenschaft Wirklichkeit interpretiert, reguliert Ethik diese Interpretation und die aus der Therapie resultierenden, ‚wissenschaftlich‘ begründeten Handlungskonsequenzen (Aussagen und Handlungszusammenhänge). Die „Metaethik“ sichert, stützt und begründet die unmittelbar handlungsbezogene Ethik, indem sie diese metareflektiert. Hier werden die ethischen Aussagen und Zielvorgaben in einen erneuten Diskurs gestellt, um sie erneut zu überprüfen. In dieser Metareflexion geht es um die Überprüfung, ob die ethischen Systeme widerspruchsfrei nebeneinander stehen können (Koexistenzpostulat), um die Fragestellung, inwieweit sie mit wissenschaftlichen Erkenntnissen vereinbar sind (Kongruenzpostulat) und ob ihre ethischen Ziele tatsächlich umgesetzt werden können (Realisierbarkeitspostulat).

Für Petzold ergibt sich die Notwendigkeit einer Metaethik aus der Menschheitsgeschichte, aus der „kulturellen Evolution“ und dem „Prozess der Zivilisation“, aus denen deutlich wird, dass es keine objektiven Werte gibt und somit auch keine „Ethik für die Ewigkeit“.

Um zu verhindern, dass ethische Positionen zu rigorosen Glaubenslehren missbraucht werden, müssen sie im Hinblick auf ihr Zustandekommen unter historischer und ökonomischer Perspektive „metaethisch“ reflektiert werden (Kraft 1963, Albert 1979b., Edwards 1965). In ihrer gesellschaftlichen Funktion müssen sie auf die jeweils konkrete Situation zugespielt werden. Ethische Leitprinzipien ergeben sich aus der koexistiven Intersubjektivität und entstehen in Prozessen fundierter intersubjektiver Ko-respondenz. Derartige ethische Leitprinzipien sind

- die Ehrfurcht vor dem Leben (Albert Schweizer)
- die Sicherung seiner Qualität (Fletscher)
- Gewährleistung von Intersubjektivität (Marcel)
- Sorge um die Integrität von Menschen, Gruppen, Lebensräumen (Petzold)
- die Erkenntnis, dass persönliche Integrität mehr wiegt als biologisches Überleben (Fletscher).

Den heutigen Dimensionen möglicher Umweltkatastrophen und Verstöße gegen die Menschenwürde ist nach Petzold nur mit einer Ethik der „engagierten Verantwortung“ beizukommen. Hier ist im Sinne Levinas eine radikale Verantwortung für die Integrität und die Entfaltungsmöglichkeiten, für die Lebensqualität jedes Menschen, jeder Gruppe, jedes Lebenskontextes gemeint. Diese Ethik „engagierter Verantwortung“ greift also bis in den Umweltbereich hinein und im Gegensatz zu religiösen Ethiken orientiert sie sich bewusst nicht an dogmatische Gebots- oder Verbotsethiken. Diese würden nach Petzolds Überzeugung Ko-respondenzprozesse und Konsensbildung verhindern. Die Menschen würden sich dieser Ethik nicht verpflichtet fühlen, wenn sie nicht gemeinsam auf der Grundlage dialogischer Prozesse umgesetzt und verwirklicht wurde. Die Schwerpunkte therapeutischer Ethik liegen für Petzold

- bei der Verantwortung des Therapeuten gegenüber seinem Patienten
- bei der Bewertung der Lebenssituation und des Verhaltens von Patienten durch den Therapeuten
- bei der Verantwortung des eigenen Handelns gegenüber dem eigenen Gewissen und gegenüber der Gesellschaft

In der therapeutischen Arbeit ist, Petzolds Überzeugung nach, oft das Prinzip der Nachsicht indiziert, da diese Menschen sehr häufig durch Unnachsichtigkeit und Strenge geschädigt wurden und sich durch Über-Ich-Strukturen (Resultat der Verinnerlichung von Szenen der Bewertung) häufig sehr einschränken.

Der Kant'schen Position des kategorischen Imperativs („Handle nur nach derjenigen Maxime, von der Du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde“, Kant 1974, 51) stellt Petzold das Prinzip des Verstehens, der Nachsicht gegenüber, was er auch als „anthropologischen Imperativ“ kennzeichnet („Unser Handeln muss sich so ausrichten, dass es vor Menschen mit klarsichtigen Augen und liebevollen Herzen bestehen kann“, Petzold 1985p; Saint-Exupery 1985). Für Petzold gilt im therapeutischen Kontext auch das Prinzip der Therapeutischen Wahlverwandtschaft, wonach der Therapeut seinem Patienten mit einer respektvollen, wohlwollenden Haltung, wie seinem eigenen Verwandten gegenüber, begegnen sollte (Goethe, Petzold). Petzold zeigt in diesem Zusammenhang, und da greife ich dem nachfolgenden Kapitel, in der es um die Bedeutung des Konzeptes der „sinnlichen

Reflexivität“ für die Supervision geht, vor, die Wichtigkeit einer kollegialen Ko-responzenz in Supervision auf.

In der Supervision erfährt der Therapeut eine Unterstützung in der Wertung der Patientensituation und auch in der Wertung des eigenen Verhaltens. Der Supervisor hilft ihm eine eigene Position im Spektrum zwischen Strenge und Nachsicht zu erarbeiten. Diese Position hat für Petzold eine besondere Bedeutung, da die Ko-responzenz über Normen und Werte zwischen Therapeut und Patient, in der es einerseits um den Umgang mit Über-Ich-Strukturen des Patienten und andererseits um eine, wie Petzold sie nennt, „Gewissensarbeit“ geht, Voraussetzung einer angewandten Ethik ist. Hierbei setzt die Gewissensarbeit und auch die Entfaltung einer „sinnlichen Reflexivität“ auf der Seite des Patienten aber voraus, dass sich der Therapeut und der Supervisor in einen eigenen Prozess der Gewissensarbeit und Herzensbildung, in der es um die Auseinandersetzung mit den eigenen Werten und dem Lebenssinn geht, begeben haben (Petzold, Zenkowski 1969 II; Petzold 1983e).

IV.6. Ontologie

In der Auseinandersetzung mit dem Konzept der „sinnlichen Reflexivität“, in der es grundlegend auch um ein Erfassen der erfahrbaren und der erfahrenen Lebenswirklichkeit des Menschen geht, kommt man zwangsläufig auch zur Ontologie, die letzte der Methatheorien des Tree of Science.

Die Integrative Therapie versteht die Ontologie im Sinne H. Schmitz als „ganz und gar empirische Wissenschaft, die sich auf dem Boden der Lebenserfahrung erhebt, nur dass sie diesen Boden selbst in Augenschein nimmt,“ (Schmitz 1990; Petzold 2003a, 422) und die Wirklichkeit des Seins über das „elementar-leibliche Betroffensein (idem) zu erschließen sucht. Aufgrund der Intentionalität des Leibes, seiner Ausgerichtetheit und Verbundenheit mit der Lebenswelt erlebt der Mensch, dass Sein Mitsein ist. Da er insgesamt am Sein teilnimmt, begreift er sich als wesensmäßig Koexistierenden.

Diese Auslegung orientiert sich am Spätwerk Merleau-Pontys (1964, 1969), wonach der Mensch dem „Fleisch der Welt“ zugehört, in ihr Gewebe eingewoben ist. Dieses Einssein erlebt der Mensch sowohl in der „Mitbetroffenheit“ oder im „Mitleiden“ beispielsweise als Zeuge eines schweren Unfalls oder eines schweren Schicksalsschlages eines Mitmenschen aber auch in der starken Verbundenheit sexueller Liebe. Auch in der versunkenen Betrachtung einer Landschaft oder im intensiven Erleben eines kreativen Prozesses erfährt sich der Mensch „in die Textur der Welt eingewoben, mit ihrem Wesen verbunden, ja diesem Wesen unlösbar, gleichsam in Synousie zugehörig“ (Petzold 1998, 517).

Diese Überlegungen verdeutlichen die grundsätzliche, synontische Verbundenheit allen Seins. Zugänglich oder zumindest erahnbar wird diese Allverbundenheit durch „ontologische Erfahrungen“ (Albert 1974, 1980) oder auch in „intuitiven Reflexionen“ (Marcel 1935/1954,41). Für Petzold kann ein solcher Zugang auch in „existentiellen Erfahrungen“ der Begegnung, in sog. Grenzerlebnissen oder auch in der „reflektierten Intuition“ künstlerischen Tuns, in „nootherapeutischen Dialogen“ und versunkener Kontemplation gewonnen werden (Petzold 1969 IIIh; 1983e, 1993o; Orth 1993). Petzold beschreibt „intuitive Reflexion“ bzw. „reflexive Intuition“ als einen spontanen, diskontinuierlichen und ko-kreativen Prozess, der dem Subjekt seine Leiblichkeit als koexistente „Zwischenleiblichkeit“, als einen Ort

generalisierter Intersubjektivität und als synontische Einwurzelung in das „Fleisch der Welt“ (Merleau-Ponty 1964) erschließt.

Im Gegensatz zu Marcel, der als Bedingung der Ontologie eine individuell erfahrene Teilhabe am ultimativen Seinsmysterium eines „göttlichen Du“ sieht, geht es Merleau-Ponty um Sein hinter der unmittelbar zugänglichen, bewussten Erfahrung der „Phänomene“, die auf die dahinter liegenden Strukturen verweisen. Hier geht es um eine „Unsichtbarkeit im Sichtbaren“, eine ganz andere Dimension der Welt, so wie sie in S. Freuds Arbeiten Raum findet. Bei aller Gegensätzlichkeit geht es jedoch sowohl Marcel als auch Merleau-Ponty um das Faktum einer „Teilhabe“, zum einen am „Mysterium des Seins“ (Marcel), zum anderen am „Teilsein im Fleisch der Welt“ (Merleau-Ponty). Den Zugang zu dieser Seins-Welt sehen beide über die menschliche Leiblichkeit, eine sog. „Zwischenleiblichkeit“ (vgl. Merleau-Ponty 1964). Wie bereits zuvor erwähnt, entspricht dieser auch von Hermann Schmitz vertretene ontologische Ansatz der unmittelbar in leiblicher Betroffensein erlebten Wirklichkeit des Seins dem Ansatz der Integrativen Therapie. Dieses in der sinnlichen Wahrnehmung des Leibes gegründete phänomenologische Vorgehen wird durch die Arbeiten des späten Merleau-Pontys erweitert.

Petzold weist darauf hin, dass sowohl Marcel als auch der späte Merleau-Ponty einen meditativen Zugang zum Sein haben, der jedoch von beiden recht unterschiedlich ausgelegt wird. Marcel sieht sich als „neosokratischen Denker“, wobei er von einem „umgreifenden Sein“ ausgeht. Merleau-Ponty hingegen sieht sich als Philosoph, der sich der beständigen Selbstüberschreitung in das „wilde und rohe Sein“ (idem 1964) aussetzt. Sein meditativer Zugang zum Sein meint ein polymorphes, „vertikales Sein“ (vgl. Petzold 2003a, 425). Bei beiden wird ein Ringen um eine in der realen Welt ruhenden verborgenen, transzendenten Welt sichtbar. Marcel umschreibt es als „Hunger nach Sein“, ohne hiermit zwangsläufig eine metaphysische Weiterführung zu verbinden. Er und auch Merleau-Ponty nennen aber die Möglichkeit einer „ontologischen Erfahrung“ des Mitseins und des Verbundenseins mit dem Universum, die durch Meditation erlebbar ist.

Für Petzold ist Sein, das als synontisches Milieu verstanden wird und sich über Partizipation erschließt, für die metatheoretische Fundierung der Integrativen Therapie als Praxis von großer Bedeutung. Hierbei bietet nur das „erfahrene Mitsein“ das Fundament für das Verständnis der Metaszene koexistiver, intrauteriner Verbundenheit. Dieses hieraus erwachsene Grundvertrauen in das Leben ist für Petzold die Basis von Ko-respondenz- und Ko-kreationsprozessen und darüber hinaus Voraussetzung für therapeutische Mutualität (Ferenczi) und wechselseitige Empathie (vgl. Petzold 2003a, 426).

Nach der Darstellung der Metatheorien wird deutlich, dass die Ontologie des „erfahrenen Mitseins“ als Fundament des Tree of Science gilt, da es immer wieder in den Verknüpfungen von Theorie und Praxis sichtbar wird. Dieses Kapitel zur Ontologie und zum Tree of Science generell möchte ich mit einem Zitat Petzolds zur „intuitiven Reflexion“ bzw. „reflektierten Intuition“ abschließen:

„Die „intuitive Reflexion“ (Marcel 1935/1954, 141), die „reflektierte Intuition“ (Petzold 1969 Iih) ist selbst Ausdruck des Gewebes und eines „fungierenden Lebens“, einer „Intentionalität im Inneren des „Seins“ (Merleau-Ponty 1964, 294f) und führt also an ein Seins-Verständnis heran, dessen koexistente Qualität in ständigen Überschreitungen spürbar wird, am „Saum, wo die gelebte Erfahrung über das Wissen hinausdringt“ (Levi-Strauss 1971, 47), und hier werden die Worte karg – sie fehlen indes nicht gänzlich“ (Petzold 2003a, 426).

IV.7. Das Konzept der „sinnlichen Reflexivität“ in seiner Bedeutung für die Praxis der Supervision

In seinen Ausführungen nennt Hilarion Petzold die Beobachtungsfähigkeit, Reflexivität und die Fähigkeit zu emotionalen Wertungen eine anthropologische Grundqualität des Menschen. Gegründet auf die (sprachliche) Sozialisation definiert er Reflexivität immer auch als „Koreflexivität in Kontexten/Kontinua“. Zu verstehen sind hierunter koreflexive Dialoge zwischen Ich und Selbst als verinnerlichte Dialogmuster zwischen Selbst und Anderen im Kontext. Schließlich ist diese Koreflexivität auch die Grundlage der in der Ko-responzenz miteinander wurzelnden „**Triplexreflexion**“, das Beobachten des eigenen Beobachtens (vgl. Petzold 1998, 221). In diesem für die Metareflexion entwickelten Modell ist die Reflexivität neben der kognitivistischen Komponente immer auch von der *emotiven* Qualität zu betrachten. Hierunter versteht Petzold die Nachdenklichkeit, die Besonnenheit und das koemotive, inspirierende Engagement miteinander. Reflexivität wird somit zum kooperativen Handeln im Kontextbezug: **Denken ist Handeln!**

Zu bedenken ist darüber hinaus, dass Reflexivität, Koreflexivität und Metareflexivität immer im Zusammenhang mit Wertsetzung, Kontextualisierungen und Temporalisierungen einhergehen. Hierbei werden immer auch Emotionen freigesetzt, die diese reflexiven Prozesse maßgebend mit beeinflussen. So verdeutlicht laut Petzold bereits die Beachtung der neurophysiologischen Prozesse, dass die kognitiven Einschätzungen (appraisals) und die emotionale Wertung (valuation) einander bedingen und somit auch nicht in der theoretischen Analyse voneinander losgelöst betrachtet werden dürfen.

So zeigt sich Reflexivität für Petzold aufgrund der Berücksichtigung der Kontext-/Kontinuumdimensionen als Prozess der Vernetzung von Beobachtungen und Interpretation. Darüber hinaus spricht er von einem Prozess der Koreflexivität, da sowohl koemotive und kooperative Momente eine wesentliche Bedeutung haben. In dem Bemühen, Situationen und Dynamiken im Praxisfeld wahrzunehmen, zu erfassen, zu verstehen und zu erklären, dürfen die kognitionswissenschaftlichen nicht von den emotionstheoretischen und von den handlungstheoretischen Aspekten getrennt werden.

Petzold weist darauf hin, dass dieses Wissen um die Verschränkung von Prozessen des leiblichen Erlebens, der emotionalen Erfahrung und der kognitiven Einsicht im Beziehungsgeschehen zu Konzepten, wie beispielsweise der „Evidenzerfahrung“ als „emotiver Reflexivität“ bzw. „reflektierter Intuition“, der „reflexiven Sinnlichkeit“ (Dreitzel 1992) oder der „emotionalen Intelligenz (Goleman 1997) geführt haben, ein, wie er es bezeichnet, „holographisches Geschehen des Wahrnehmens, Erfassens, Verstehens und Erklärens“ (Petzold 1988n/1996a, 91ff).

Auch das Metamodell des „reflexiven Management“ und das Konzept des „komplexen Lernens“ in Supervision oder Coaching, auf die nachstehend eingegangen werden soll, wurden aufgrund dieser Erkenntnisse entwickelt.

IV.7.1. Das Konzept des „reflexiven Managements“

Petzold entwickelte aufgrund seiner Vorstellungen von Organisationskultur und Führung, der macht- und wertetheoretischen Ansätze, der Auswertung verschiedener Unternehmensphilosophien und Managementmodelle, aufgrund seiner Theoriewerke, Praxis und Forschung sowie seiner Erfahrungen in Organisationen mit unterschiedlichen Managementkonzepten das Konzept des „reflexiven Managements“, ein für den „Integrativen Ansatz“ der Organisationsentwicklung stehendes Metamodell (vgl. Petzold 1998, 219).

Für die hier angesprochene Reflexivität, die immer mit konkreten Personen und kontextbezogen geschieht, ist mit den Diskurs- bzw. Ko-responzenzpartnern auf die Überprüfung der „emotiven Stimmigkeit“ von Entscheidungsprozessen und Entscheidungen zu achten. Die Tatsache, dass Entscheidungen immer im Kontext von persönlichen und kollektiven Wertesystemen getroffen werden, lässt immer auf komplexe Motive oder Motivationen schließen. Dass hierbei auch immer Emotionen einfließen und folglich nicht ausschließlich durch Strategien der Rationalität erklärt werden können, führte zur Entwicklung des Konzeptes der emotiven (= emotionalen und motivationalen) Stimmigkeit. Die Konzepte des „reflexiven Managements“ und der „emotiven Stimmigkeit“ dokumentieren laut Petzold die theoretische Arbeit des „Integrativen Ansatzes“, welche übergreifende Qualitäten aus den Human- und Sozialwissenschaften, aus Organisationen und Institutionen, aus dem Profit- und Non-Profit-Bereich zusammenbringt und programmatisch verbindet.

Neben der Offenheit für „transkulturelle“ bzw. „transkulturalistische“ und „transdisziplinäre“ Perspektiven integriert Petzold hier auch Golemans Konzept der „emotionalen Intelligenz“. Hierbei liegt für Petzold die innovative Dimension in der Zusammenschau, der „synoptischen Leistung“, der systematischen Konnektivierung“ als konsistente Vernetzung theoretischer und praxeologischer Strategien mit übergreifenden Qualitäten.

Das Metamodell des „reflexiven Management“ bietet nicht zuletzt aufgrund des Aspektes der Metareflexivität eine bedeutende Ressource (mega resource), da es metatheoretische und theoretische Perspektiven eröffnet und darüber hinaus eine persönliche Haltung begründet. Auf der Grundlage beider Perspektiven basiert professionelles Handeln, welches schließlich selbst in seinem aktuellen Kontext und seinen Zukunftsperspektiven metareflektiert werden kann und muss. Petzold begreift das reflexive Management auch als Interventionsmodell. In einem Organisationsentwicklungsprozess ist somit stets zu überprüfen, ob die Situation der Organisation oder der Institution sowie die personellen und infrastrukturellen Ressourcen einer Implementierung nicht entgegen stehen. Hier wird das Modell des reflexiven Management selbst Gegenstand der Reflexion im Hinblick auf seine Quellen, seine Ziele, seine Methoden und seine Möglichkeiten (vgl. Petzold 1998, 222). Neben der Beachtung der metatheoretischen und theoretischen Perspektiven muss das Augenmerk immer auch auf die organisationstheoretische Perspektive, also auf den organisationsstrukturellen Rahmen gerichtet werden.

Als ein Beispiel für reflexives Management führt Petzold die Implementierung der grundsätzlich nur auf oberster Führungsebene entwickelten Leitwerte, Ziele und normativen Regelungen des Unternehmens an. Um die Akzeptanz sowie Wirkkraft der in diesen Leitzielen implizierten Unternehmensphilosophie zu vergrößern, wirkt es sich sehr positiv aus, wenn sie auf möglichst breiter Reflexionsbasis verankert sind, d.h. auf den verschiedenen

Management- und Mitarbeitererebenen beispielsweise durch Befragungen oder auch durch Bildung von Arbeitsgruppen erarbeitet wurden. Hierbei gilt zu beachten, dass für eine im Bewusstsein der Mitarbeiter und in der Praxis der Organisation lebendige Unternehmensphilosophie Voraussetzung ist, in permanenter Reflexion auch auf notwendige Veränderungen und Verbesserungs- oder Entwicklungsmöglichkeiten hinzuwirken. So reicht es nicht aus, den Mitarbeitern in Fortbildungen oder Workshops die Grundsätze der Unternehmensphilosophie zu vermitteln. Ein „reflexives Management“ und ein Erleben „emotiver Stimmigkeit“ lebt davon, dass auch von den Mitarbeitern in der Umsetzung dieser Leitziele in das operationale Tagesgeschäft Impulse ausgehen, die wiederum in einen Reflexions- und Veränderungsprozess der Unternehmensphilosophie und anderer Strukturelemente einfließen. Petzold bezeichnet diesen Prozess im Integrativen Ansatz als das „heraklische Prinzip“ (Petzold, Sieper 1988b). Es stellt mit seiner Affirmation permanenten Wandels die Garantie für Innovation und Entwicklung in einem Unternehmen dar.

Letztlich wird das Management hier aus der einseitigen „Top-down-Orientierung“ herausgenommen und auch für „Bottom-up-Einflüsse“ zugänglich. Es finden nonlineare Prozesse statt, die Einfluss auf das Betriebsklima und die Arbeitszufriedenheit haben. Petzold spricht in diesem Zusammenhang von „**Konflux-Phänomenen**“, worunter er die kokreative „Synergie aller Kräfte“ versteht (vgl. Petzold 1998, 263ff). Dieses Zusammenführen der Reflexionsprozesse aus allen Ebenen stellt für ihn auch die Basis „**fundierter Kollegialität**“ dar.

Für Petzold vollzieht sich derzeit im Management, Organisation und Verwaltung ein weitgreifender Prozess der Veränderung. Galten sie bislang als Bereiche rationaler Planung und kognitiver Logistik, wobei die optimale Ausnutzung aller Ressourcen zum Erhalt eines maximalen Ertrages oberstes Ziel war, gewinnen nun Reflexivität und Diskursivität mehr und mehr an Beachtung. So sieht er eine neue Tendenz, kognitions- und emotionspsychologische Perspektiven zu verbinden. Ein zentrales Element jeder Innovation ist hierbei für ihn die Verknüpfung von Reflexivität und Intuition. Diese Integrität bietet die Chance der nachhaltigen, konstruktiven und beständigen Veränderungen, da sie verstanden und erfahren sind und in einer exzentrischen Haltung und in positiven Gefühlen gründen. Die Menschen werden erst dann in ihren Kooperations- und Führungsaufgaben die Stile des Denkens, Fühlens und Wollens und die Handlungsmotive ihrer Kollegen besser „intuieren“ und einschätzen, wenn sie die Leitziele der Unternehmensphilosophie und ihre Hintergründe emotional erfassen und kognitiv verstehen und die Bedeutung von Zielsetzungen erlebt und erfahren haben. Sie streben bewusst ein „reflexives und emotional intelligentes Management“ an und sind auch insgesamt kooperationsfähig.

IV.7.2. Das Konzept des „komplexen Lernens“ und ihre Bedeutung in der Supervision

In der Supervision und im Coaching, in der wesentlich die Kompetenzen und Performanzen des Supervisanden, sei es nun die Kommunikations- und Konfliktlösungskompetenz oder die Führungs- und Beratungskompetenz, thematisiert werden, geht es immer auch um das Lernen

neuer Handlungs- und Verhaltensweisen. Da in diesen Beratungsprozessen ein Lernen in komplexen Kontexten stattfindet, wird eine komplexe Lerntheorie erforderlich (Sieper,

Petzold 2002). In dem Lernkonzept des Integrativen Ansatzes hängen Lernen und Verhalten unmittelbar zusammen. Hierbei geht es nicht allein um den Erwerb von Kompetenzen, also von Fähigkeiten und Wissen. Verhaltensänderungen erfordern immer auch neue Fertigkeiten, neues Können, neue „skills“, demnach neue Performanzen. In den erworbenen Performanzen kommt zum Ausdruck, dass, wie Petzold es beschreibt „komplexes Lernen“ stattgefunden hat. Ein Neuerwerb, eine Veränderung oder auch Verbesserung von Performanzen ist aber nur möglich, wenn die Wahrnehmung von bisher nicht erschlossenen Umweltangeboten („affordances“) in der jeweiligen Situation erweitert wird. Werden diese „affordances“ mit Handlungsmustern („effectivities“), also mit erfolgreichen Performanzen beantwortet, kommt es zu Lernen als Verhaltensänderung. Lernen in supervisorischen Prozessen erfolgt auf vielfältigen Ebenen. Es ist ein Lernen, das Kognitionen, Emotionen, Volitionen und interaktiv- kommunikative Dimensionen mit einbezieht.

Im Integrativen Ansatz bedeutend mit dem Lernkonzept verbunden ist das Leibkonzept. Mit dem Kernkonzept des Leibgedächtnisses präzisiert Petzold unter Bezugnahme neuester neurowissenschaftlicher Erkenntnisse die synergetischen Prozesse des Gedächtnisses. Gleichzeitig zeigt er damit die Komplexität auf, die bei der Integrativen Arbeit in den Fokus genommen werden muss, wenn es um Veränderungen geht. Es geht um ein Lernen im ganzheitlichen Sinne. Somit finden Um- und Neuprogrammierungen in Emotionen, Kognitionen und Volitionen statt, was sich im Verhalten und Handeln zeigt. Petzold spricht von „vitaler Evidenz“, wenn leibliches Erleben, emotionale Erfahrung und rationale Einsicht in Bezogenheit, d.h. mit sozialer Bedeutsamkeit zusammenwirken. Die Synergie dieser Komponenten ist nicht mit einem allein kognitiven Verstehen der Zusammenhänge oder einer kathartischen Abreaktion zu verwechseln (vgl. Petzold 2003a, 694).

Letztendlich ist der komplexe Lernbegriff im Integrativen Ansatz als ein Differenzieren und Vernetzen von Wissensbeständen zu verstehen. Hierbei wird das Lernen als Erfassen von Komplexität und das Verstehen dieses Erfassens selbst als Metalernen definiert. Metalernen wird als Möglichkeit verstanden, über Lernprozesse selbst auf einer übergeordneten Ebene zu reflektieren und so eine neue Qualität von Lernen zu eröffnen.

Supervision und Coaching, in der es, wie bereits angemerkt, vorrangig um die Steigerung von Performanzen geht, verfolgt gleichzeitig das Ziel, komplexe Lernprozesse anzuregen. Zusammen mit dem Supervisor reflektiert der Supervisand sein Handeln, welches damit zur „durchreflektierten Performanz“ wird. Da hierbei komplexe Lernprozesse angeregt werden, in denen es um metareflektiertes und umsetzungsorientiertes Lernen geht, kann es zum Zuwachs von „Metaperformanzen“ kommen. Petzold definiert den Begriff der „Metaperformanz“ als eine Verschränkung von Denken und Handeln, von Kompetenz und Performanz in komplexen zielorientierten Handlungseinheiten. In ihnen werden Wissensbestände überwiegend bewusst eingesetzt und reflektiert und in sog. „elaborierten Handlungsfolien“ abgelegt.

Darüber hinaus fungiert der Supervisor selbst als Lernmodell. Aufgrund der Sonderposition seiner spezifischen Exzentrizität kann er dazu beitragen, dass sich die Mehrperspektivität des Supervisanden erhöht. Dies beeinflusst auch die Fähigkeit zur Reflexivität. Der Supervisor kann durch seine Haltung den Blick und die Aufmerksamkeit des Supervisanden für das Bewusstsein und Erkennen komplexer Prozesse schaffen und somit auch die „sinnliche Reflexivität“ des Supervisanden in der Bearbeitung seiner Themen fördern.

Petzold hat in diesem Zusammenhang die Begriffe „**Kokognition**, **Koemotion** und **Kovolition**“ geprägt. Grundlage ist das Wissen um das Imitationslernen von Bandura, welches später durch die Entdeckung der Spiegelneuronen neurowissenschaftlich fundiert

wurde. Diese Erkenntnisse werden insbesondere in der Behandlungstechnik des „coemoting“, des Mitvollziehens von Emotionsmimik, -gestik, -atmung (Petzold 2003a, S. 655 ff), der „covolution“, der Synchronisierung des Wollens und der Zielintentionen im leibtherapeutischen Prozess der Integrativen Leib- und Bewegungstherapie genutzt. In der Zugewandtheit, „ganz Ohr sein“, emotionalen Berührtheit und kognitiven Auseinandersetzung mit dem spezifischen Thema stimuliert der Supervisor bei seinem Supervisanden ein gemeinsames Wollen. Hier wird das durch die Entdeckungen von Libet erschlossene Wissen um die vorbewussten Willenshandlungen genutzt (Petzold, Sieper 2003). Durch das entsprechende Angebot des Supervisors wird also ein gemeinsames Wollen („Kovolution“) stimuliert und in die Performanz gebracht. Diese aufgrund der mentalen Synchronisierung der Willensbildung umgesetzte Performanz bestärkt Veränderungsmotivationen und kann zu neuem Verhalten auf allen Ebenen führen.

IV.7.3. Mehrperspektivität als Metakzept

Kernkonzept der Integrativen Supervision und letztlich auch Voraussetzung für ein Erleben „sinnlicher Reflexivität“ ist die Mehrperspektivität.

Petzold definiert Supervision wie folgt:

*„Supervision ist eine interdisziplinär begründete Methode zur Optimierung zwischenmenschlicher Beziehungen und Kooperation, z.B. in der psychosozialen, pädagogischen und therapeutischen Arbeit durch **mehrperspektivische** Betrachtung aus ‚exzentrischer Position‘, eine aktionale Analyse und systematische **Reflexion** von Praxissituationen (Situationsdiagnostik) auf ihre situativen, personabhängigen und institutionellen Hintergründe hin. Sie geschieht durch die **Ko-responsenz** zwischen Supervisor und Supervisanden in Bündelung ihrer Kompetenzen (joint competence) an theoretischem Wissen, praktischen Erfahrungen, differentieller Empathie, Tragfähigkeit und common sense und zielt auf die Erarbeitung konsistenter Interventionen im Praxisfeld. Supervision ist damit selbst handlungsbezogen und hat Interventionscharakter“ (Petzold 1973,1).*

Als Konsequenz aus der metahermeneutischen Position in der Erkenntnistheorie der Integrativen Therapie verfolgt das Konzept der **Mehrperspektivität** das Ziel, die phänomenologische, tiefenpsychologische und sozialwissenschaftliche Sichtweisen zu verbinden. Gleichzeitig folgt es aus ihrer „heraklitischen“ Ausrichtung, welche davon ausgeht, dass das Leben, die Wirklichkeit im Fluss ist. Alles ist im Wandel und wird durch das wahrnehmende, reflektierende, kommunizierende Subjekt konstituiert. Für Petzold ist das Leben ein beständiger Prozess von Morphogenese und Metamorphose (Petzold 1990h; Petzold, Sieper 1988b), in dem schöpferische Grundkräfte (impetus) „Gestalt und Wandel“ bewirken. Dieser Impetus des Lebens verlangt nach Petzold Form, Lebensform.

In Abhängigkeit von der jeweiligen Perspektive des Betrachters, seinem Standpunkt also, bestimmt sich maßgebend wie diese Form im Sinne der hermeneutischen Spirale wahrgenommen, erfasst, verstanden und erklärt wird.

Als weiterer Aspekt für Mehrperspektivität neben der Veränderbarkeit der Wirklichkeit nach dem heraklitischen Prinzip und der unterschiedlichen Blickrichtungen (Perspektiven) steht in der möglichen Vielfalt der Persönlichkeit des Betrachters. Allein Morenos Rollentheorie zugrunde legend, in der aus jeder unterschiedlichen Rolle, aus der man agiert, eine andere Perspektive gewonnen wird, verdeutlicht, dass die Sicht auf den gleichen Kontext stets etwas differieren kann. Petzold sieht in der Gesamtheit des Perspektiv- und Wirklichkeitswandels einen hinreichenden Grund, Supervision im Konzept der Mehrperspektivität zu verankern.

„Mehrperspektivität erfordert atmosphärisches und szenisches Erfassen und Verstehen. Es ist dies eine ganzheitliche Form des Wahrnehmens und zugleich des Durchdringens, die greift, weil sie dem Wahrgenommenen entspricht“ (Petzold 2003a, 953).

Für Petzold steht Mehrperspektivität unter dem Prinzip der Synopse. Die Dinge werden zusammengeschaут und enthüllen wie im Hologramm ihr Wesen als Ganzheit, ohne dass dabei die Spezifität der Teile verloren geht. So schließt der mehrperspektivische Blick neben einem Vorrat unterschiedlicher theoretischer „Folien“ oder klinischer „Optiken“ die Kompetenz des „komplexen Wahrnehmens“, des „atmosphärischen Erfassens“ und des „szenischen Verstehens“ ein, um einzelne Szenen in ihrer Verbundenheit sichtbar werden zu lassen. Petzold spricht in diesem Zusammenhang von der „holographischen Evokation“, wenn zum Teil noch unbewusste Narrative mehrperspektivisch erfasst und „sinnlich reflektiert“ werden.

Aufgrund der verschiedensten Blickwinkel ergibt sich eine Vielfalt diagnostisch/interventiver Informationen, die wiederum zu Prägnanzen führen, die zuvor nicht so sichtbar waren. In der freigesetzten Komplexität werden nach dem „Prinzip der Synergie“ neue Formen, neue Ganzheiten wahrgenommen, erfasst, verstanden und schließlich erklärbar. Das „Prinzip der Synergie“, was besagt, dass die Gesamtheit von Phänomenen und Wirkungen (mehr und) etwas anderes ist als die Summe der Teilphänomene bzw. Wirkungen, zugrundeliegend, eröffnet die Möglichkeit, auch den in der Ganzheit ruhenden Sinn differentiell zu erfassen. So wie Petzold hinzufügt, zumindest teilweise:

„..., denn in jeder Szene liegt mehr Sinnfülle, als dem Begreifen der Betrachter zugänglich ist. Die individuelle und kollektive Sinnerfassungskapazität ist abhängig von der Mehrperspektivität des Sehens und der Komplexität des Erfassens von Atmosphären und Szenen, abhängig von den Möglichkeiten, Gesehenes und Erfasstes synoptisch-synergetisch zu synthetisieren“ (Petzold 2003a, 147).

Sinn ergibt sich nur in Zusammenhängen. Da leuchtet es ein, wenn Petzold als Ziel individuellen und kollektiven Lebens definiert, Zusammenhänge, nämlich sich selbst, die Mitmenschen und letztlich die Welt verstehen zu lernen. Er sieht die menschliche Entwicklung (die phylogenetische wie die ontogenetische) von einem zunehmenden Wachstum an Differenzierung und Komplexität einerseits, aber auch an Integrationsfähigkeit und Sinnerfassungskapazität andererseits gekennzeichnet. Hierbei möchte er Sinn nicht nur rational verstanden wissen, sondern nach Merleau-Ponty auch als sinnlicher Sinn (Sinn erwächst aus den Sinnen, Merleau-Ponty 1966; Petzold 1978c). Liegt eine Störung oder Verletzung der Sinne vor, können Sinn-verwirrung, Sinn-verlust, Sinn-zerstörung, Sinnlosigkeit oder Irrsinn die Folge sein. Zeitliche und szenische Zusammenhänge können nicht gesehen werden. Der mehrperspektivische Blick geht verloren und bedeutet auch eine Beeinträchtigung dahingehend, sich in der Beziehung zu sich selbst, zu den Mitmenschen und zur Welt zu orientieren.

Dies verdeutlicht umso mehr, dass die Intensität des sich im hermeneutischen Prozess gewonnenen Sinnes maßgebend nach der sensorischen, kognitiven und emotionalen Reife sowie des mnesticen Potentials des Einzelnen bestimmt. Petzold sieht hierbei in der hermeneutischen Praxis selbst die Möglichkeit, die Sinnerfassungskapazität auszuweiten.

In Anlehnung an das Leibkonzept des Integrativen Ansatzes bedeutet dies, dass Sinnzusammenhänge stärker erlebt werden und an Bedeutung gewinnen, wenn sie im Leib archiviert und eigenleiblich spürbar sind. Petzold sieht somit als ein Ziel Integrativer Supervision die Anregung eines Lernprozesses, so dass sich mehr Sinn „leibhaftig“ erschließen und eine Vielfalt an Bedeutung gewinnen lässt. Im Zentrum dieser Zielsetzung steht die **Reflexion** und **Metareflexion** von Situationen im Praxisfeld, die in komplexen Wahrnehmungs- und Verarbeitungsprozessen auf die Konstituierung von Sinn abzielt und somit zur „**sinnlichen Reflexion**“ wird.

Spezielles Ziel von Supervision ist hierbei zum Verständnis dieser Situationen beizutragen, um daraufhin das eigene Handeln (als einzelner, im Team, in der Institution) im Sinne übergeordneter (z.B. Humanisierung des Lebenszusammenhanges, Verbesserung der Lebensqualität) oder spezifischer Zielsetzungen (Lösung konkreter Problemlagen) optimieren zu können. In der Integrativen Supervision wird ein phänomenologisch-hermeneutischer Zugang gewählt, um im Prozess des Wahrnehmens, des Erfassens, des Verstehens und des Erklärens von Situationen diese strukturieren zu können. So geht es in Supervision oft um das Erfassen und Verstehen intra- und/oder interpersonaler, aber auch struktureller Konflikte. Diese unterschiedlichen Sichtweisen in Ko-respondenz zu bringen und zu vernetzen, darum geht es in Supervision. Nur in diesem Falle kann es zu einem Konsens aller Beteiligten kommen, um zu gemeinsamen Konzepten zu kommen, die Kooperation möglich machen.

Die Vielfalt der Wirklichkeit und die daraufhin unterschiedlichen Perspektiven erfordern, wie Petzold bemerkt, **Ko-respondenzprozesse** (Petzold 1978c). In einer gemeinschaftlichen Hermeneutik werden die Phänomene mehrperspektivisch wahrgenommen, erfasst und die in ihnen wirksamen Kräfte und Prinzipien (Petzold nennt sie Strukturen, die auch Entwürfe für die Zukunft bestimmen) zu verstehen gesucht. Nur so wird der Kontext für alle Beteiligten erklärbar und erhält einen Sinn (consensus). So wird deutlich, dass das Grundprinzip supervisorischer Arbeit nach dem Integrativen Ansatz im Modell der „hermeneutischen Spirale“ liegt: wahrnehmen, erfassen, verstehen, erklären.

Im Ko-respondenzprozess wird die Mehrperspektivität und ggf. unterschiedlich erfasste Strukturen oder Wertungen verbunden oder auch generell zunächst deutlich. Im supervisorischen Diskurs geht es schließlich um die Reduzierung der daraufhin aufkommenden hohen Komplexität, indem der Supervisor im Zusammenführen aller Kompetenzen gemeinsame Mehrperspektivität und Exzentrizität fördert. So kann sogar eine Hyperexzentrizität, die eine Metaebene eröffnet, möglich werden.

IV.7.4. „Hyperexzentrizität“ durch metahermeneutische Triplexreflexion“

Zur Beurteilung der Fragestellung, inwieweit das Konzept der „sinnlichen Reflexivität“ für die Praxis der Supervision bedeutend ist, möchte ich abschließend noch das Modell der „**metahermeneutischen Triplexreflexion**“ vorstellen. Die für die Reflexivität im allgemeinen bedeutsame Exzentrizität erweitert Hilarion Petzold mit Hilfe dieses Modelles in die sog. „**Hyperexzentrizität**“. Der Abstand, von dem aus die Situation reflektiert wird, wird

hierbei vergrößert. In dieser Mehrebenenreflexion entstehen drei reflexive Ebenen und eine vierte, die Reflexivität übersteigt.

Auf der ersten Ebene richtet sich der Fokus des Supervisors und des Supervisanden auf die relevanten Rahmenbedingungen des Arbeitsfeldes und auf die Positionen des Supervisanden in diesem beruflichen Kontext. Konkret werden hierbei die Interaktionen, die Wahrnehmung und die Deutungs- und Handlungsmuster der betroffenen Interaktionspartner angeschaut (Simplexreflexion). Auf der zweiten Ebene wird das eigene Beobachten, die Qualität und die Formen der Kommunikation analysiert (Duplexreflexion). Die in diesen Phänomenen wirksamen, übergreifenden, zeitstabilen, verdeckten Strukturen und ihre Hintergründe werden schließlich auf einer dritten Ebene (Triplexreflexion) beobachtet. Um eine optimale Mehrperspektivität und Exzentrizität auf dieser Ebene zu erreichen, bedarf es weiterer, eventuell auch systemexterner Beobachter.

Eine Hyperexzentrizität kann jedoch im allgemeinen nur gewonnen werden, wenn die dem supervisorischen Kontext zugrunde liegenden Diskurse angeschaut und reflektiert werden. Für Petzold vollzieht sich die Triplexreflexion im Sinne der „heraklitischen Spirale“ (Petzold, Sieper 1988a). Er plädiert dafür, dass Lehrsupervision und Supervision in besonderer Weise zur „metahermeneutischen Mehrebenenreflexion“ befähigen sollen, damit der Einfluss von Macht (Foucault 1976), die Wirkung struktureller Gewalt (Schwendter 1991) und generalisierter Einflussnahme (Luhmann 1988) bewusst und dann ggf. auch kontrollierbar werden (Petzold 1998, 154; Orth et al. 1995).

Die dritte Ebene der Hyperexzentrizität bietet für Petzold die Möglichkeit der transversalen Reflexion von Diskursen (Foucault) unter erkenntnistheoretischen und wissenschaftsgeschichtlichen Perspektiven, sozusagen zu einem „Querdenken des Gewohnten“ (vgl. Petzold 1998, 155). Supervisoren, die sich auf diese Art des transversalen Reflektierens und der diskursiven Auseinandersetzung einlassen, nehmen komplexer und vielschichtiger wahr, was auch Klarsichtigkeit im Denken, Handeln, Intuieren und Ideatisieren zur Folge hätte.

Wie bereits angedeutet, schließt das Modell der metahermeneutischen Triplexreflexion der Integrativen Therapie noch eine vierte Ebene ein. In der Erkenntnis, dass rekursive Reflexivität und das Streben nach Hyperreflexivität an Grenzen gerät, geht es in dieser Ebene um den Versuch, immer größere Komplexität zu erschließen und sie durch Reduktion und Transformation zu integrieren. Der Philosoph Russell hat in diesem Zusammenhang von der „philosophischen Kontemplation“ gesprochen, die nach Erkenntnis strebt.

„Die Erkenntnis ist eine Vereinigung des Selbst und des anderen“, die sich dem Versuch entzieht, „die Welt zur Konformität mit dem zu zwingen, was wir für uns selber finden“ (Russell 1967, 130ff). „So wird „ontologische Erfahrung“ (Albert 1972, 1981) als Erfahrung von Pluralität und Einheit möglich“ (Petzold 1989a).

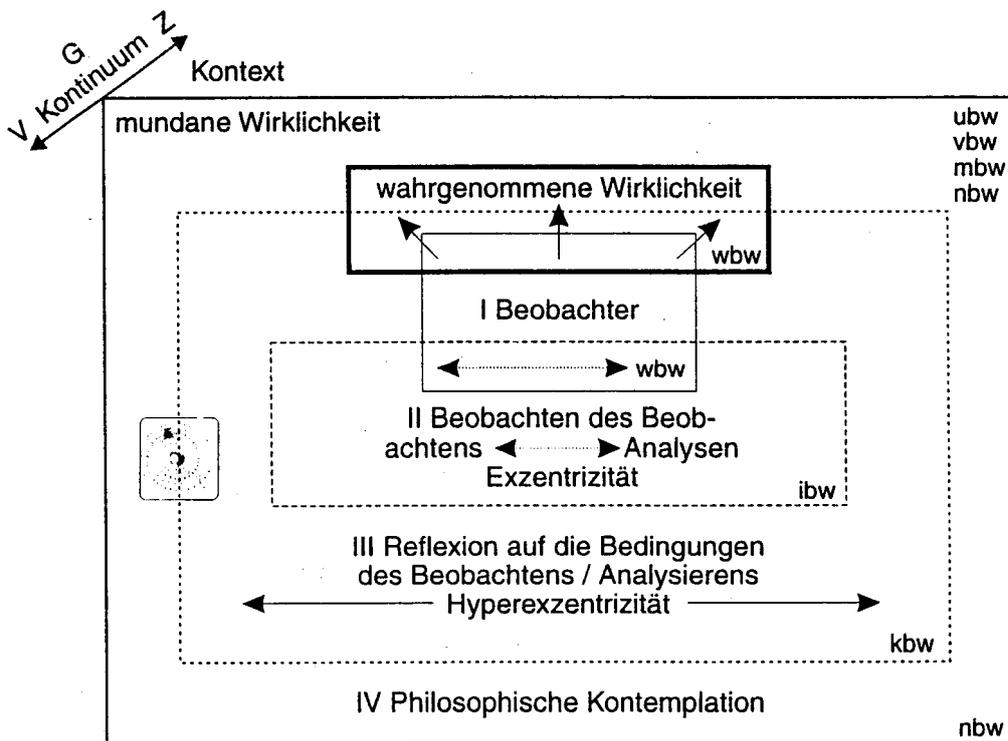
Die „metahermeneutische Triplexreflexion“ erfasst und schafft gleichzeitig Weltkomplexität. Sie versteht sich als Instrument, die Vielfalt von Sinnkonzeptionen zu erschließen und zu integrieren. Hierbei geht es ihr jedoch nicht darum, einen ultimativen Sinn zu finden. Im Sinne Merleau-Pontys gilt hier: *„Il y a sens“, es gibt nicht die Wahrheit, sondern es gibt Wahrheit (Tiedemann) als Möglichkeit, als Idee, als „perspektivischer Punkt, der außerhalb unserer Mächtigkeit liegt“ (Petzold 1998, 158).*

Für Petzold hat das Modell der metahermeneutischen Triplexreflexion für das Konzept der Mehrperspektivität und darüber hinaus auch für das der „sinnlichen Reflexivität“ eine große Bedeutung. So führt es sowohl verschiedene Diskursmodelle zusammen, nimmt aber auch Bezug auf die „integrative Bewusstseinstheorie“. Mehrperspektivische Beobachtungen erfassen konkret immer nur einen realen, wachbewussten (wbw), wahrnehmbaren, reflexiven Ausschnitt der Wirklichkeit (Situation). Auf der zweiten Ebene der „Beobachtung des Beobachtens“ wird ich-bewusst und vollreflexiv (ibw) analysiert. Hier wird die intrasubjektive Ko-respondenz ausgedehnt und ggf. in die intersubjektive Ko-respondenz getragen. Diese intrasubjektiven und ggf. intersubjektiven Reflexionen führen schließlich in einen sehr komplexen Erkenntnisprozess, die sog. dritte Ebene.

Hier erlangt das Reflektierende Klarheit, das Bewusstsein wird klarbewusst und hyperreflexiv (kbw). Der Horizont „mundaner Wirklichkeit“ (vierte Ebene), umfasst die gesamte Weltkomplexität (Luhmann). Er ist dem Bewusstsein unspezifisch als Mitbewusstes (mbw) gegeben und am Rande des Bewusstseinsfeldes koreflexiv präsent. Er ist weiterhin vorbewusst (vbw), kann aber auch bewusst gemacht werden. Die mundane Wirklichkeit ist weiterhin unbewusst, wobei sie jedoch mit Hilfe anderer bewusst werden kann. Zum größten Teil bleibt sie jedoch areflexiv, nichtbewusst (nbw).

Diese mundane Wirklichkeit umgibt die konkret wahrgenommene Situation und den Beobachter sowie ggf. weitere Beobachter (Supervisor, Gruppenmitglieder) des Beobachters. Gleichzeitig ist der Beobachter Teil der wachbewusst wahrgenommenen Wirklichkeit (Ebene II). Wird er sich dieses Beobachtungsprozesses bewusst („Ich nehme wahr und beobachte, wie ich beobachte“), gewinnt er ich-bewusst und vollreflexiv Exzentrizität zur wahrgenommenen Wirklichkeit und zu sich selbst. In der Analyse des Wahrnehmens und des Analysierens selbst, tritt er in eine intrasubjektive Ko-respondenz. Petzold spricht hier auch von einer „virtuell“, intersubjektiven Ko-respondenz, da er sich gedanklich mit möglichen anderen Positionen auseinandersetzt. Bespricht er die Situation später mit einem Supervisor oder einem Lehrsupervisor erweitert er seine Mehrperspektivität noch. Im Diskurs mit dem Supervisor (Lehrsupervisor) reflektiert er nun die Beobachtungen über seine Beobachtungen. Gleichzeitig schafft dieser Kontext den Raum, tiefenpsychologische Phänomene, wie Motivationen, Verdrängungen, Vermeidungen, Übertragungen und Widerstände zu thematisieren.

Der Ko-respondenzprozess zweier ich-bewusster, vollreflexiver Subjekte ermöglicht ein hohes Maß an Exzentrizität, das bis zur Hyperexzentrizität führen kann. Als Beispiel dieser iterativen Erkenntnis- und Bewusstseinsarbeit nennt Petzold die „joint-competence“ einer Supervisionsgruppe, die er auch als „Kompetenzgruppe“ bezeichnet. In diesen Gruppenprozessen kommt es zu einer akkumulativen, transversalen Bewegung, einer Iteration des Bewusstseins, die die Reflexionstiefe und Reflexionsbreite auszudehnen vermag. Hierbei wird die „Sinnerfassungskapazität“ des einzelnen über das Maß der Selbstreflexion und der Reflexion auf die Bedingungen des Reflektierens hinaus noch einmal überschritten, weil kollektive Sinnwelten beigezogen und damit zugleich ausgedehnt werden (vgl. Petzold 1998, 160).



Legende:

- Mehrperspektivität
- Intersubjektive Ko-respondenz
- Intrasubjektive Ko-respondenz
- Interdisziplinäre, transversale Ko-respondenz

V = Vergangenheit G = Gegenwart Z = Zukunft

- ubw = unbewußt, zum Teil nicht bewußtseinsfähig, *areflexiv*
- vbw = vorbewußt, bewußtseinsfähig, *präreflexiv*
- mbw = mitbewußt, *koreflexiv*
- wbw = wachbewußt, *reflexiv*
- ibw = ich-bewußt, *vollreflexiv*
- kbw = klarbewußt, *hyperreflexiv*
- nbw = nichts-bewußt, *transreflexiv* (vgl. Petzold 1988a/1991a, 264f)



„Heraklitische Spirale des Erkenntnisgewinns“
(Petzold, Sieper 1988)
ohne Anfang, ohne Ende, kontinuierlich – diskontinuierlich
(vgl. die wechselnde Dichte der Spirale)
voranschreitend (vgl. Petzold 1988n, 565)
Dreiecke in der Spirale als mehrperspektivische Plateaus
Kern der Spirale („Auge des Zyklons“),
Ort „philosophischer Kontemplation“



„Metahermeneutische Triplexreflexion“ mehrperspektivisch wahrgenommener, ko-respondierend analysierter und philosophisch kontemplierter Wirklichkeit

V. Zusammenfassung

In der Integrativen Supervision, die sich als praxisgerichtetes Reflexions- und Handlungsmodell versteht, geht es darum, komplexe Wirklichkeit mehrperspektivisch zu beobachten, multitheoretisch zu integrieren und methodenplural zu beeinflussen (Petzold 1998).

Mit dem Konzept der „sinnlichen Reflexivität“ schuf Hilarion Petzold die theoretische, praktische und praxeologische Basis für den Erkenntnisgewinn im Integrativen Ansatz. Für die agogischen, supervisorischen und therapeutischen Felder stellt dieses Konzept einen theoretischen „holographischen“ Ansatz dar. Ausgehend von der leibzentrierten Seinserfahrung des Menschen bis hin zu seiner Vernetzung und „Einwurzelung in diese Welt“ als Leib-Seele-Geist-Subjekt, eingebettet im ökologischen Umfeld im Raum/Zeitkontinuum lenkt es den Fokus auf die Vielfalt der Lebenswelt, um diese phänomenologisch, hermeneutisch, reflexiv erfassen und schließlich deuten und erklären zu können. Um diese Wahrnehmung der sozial gegebenen Wirklichkeit und deren Interpretation geht es auch in den Konzepten der „reflexiven Sinnlichkeit“ und der „emotionalen Intelligenz“. Petzold spricht von „kultureller Leistung“, wenn die Menschen ihre Wahrnehmungen in Korrespondenzprozessen reflektieren, interpretieren und entweder bestätigen oder verändern. Ausgehend vom Leib erfolgt Bewusstseinsbildung im Kreislauf als hermeneutischer Prozess. Über Reflexivität und Koreflexivität ist das im „informierten Leib“ leiblich Gespeicherte dem Menschen bis auf das im Unbewussten Verborgene zugänglich.

Betrachtet man die Komplexität der gesellschaftlichen Entwicklungen, so wird deutlich, dass ein verantwortungsvoller Umgang auf den verschiedensten Ebenen nur mit Hilfe dieser dargestellten Konzepte gelingen kann.

Petzolds Konzepte „reflexives Management“ und „Komplexes Lernen in Supervision und Coaching“ bieten darüber hinaus konkrete Interventionsmöglichkeiten für den Berufskontext. Alle diese Konzepte verfolgen das Ziel, sich in „engagierter Verantwortung“ für die Integrität alles Lebenden einzusetzen.

Bezogen auf den supervisorischen Kontext sieht Petzold die wesentlichste Aufgabe von Supervisoren oder Coaches in der Förderung von Persönlichkeiten und nicht in der Bearbeitung schwieriger Themen. Hierunter versteht er Persönlichkeiten, die aus dem Erleben ihrer Souveränität und der Gewissheit ihrer Integrität in intersubjektive Korrespondenz eintreten können. Diese Menschen, die ihre Mitarbeiter und auch Arbeitskollegen nicht aus Angst, Konkurrenz oder dysfunktionalem Machtstreben in ihrer Entfaltung einengen, sind für Petzold zu einer koreflexiven professionellen Haltung und Praxis, zu einer wie er sie fordert „fundierte Kollegialität“, fähig, eine für ihn wichtige Basis „reflexiven Managements“ (Petzold 1998, 282).

Das von Petzold entwickelte Konzept der „sinnlichen Reflexivität“ liefert einem so gearteten Stil von Supervision und Coaching die theoretische Basis und ist gleichzeitig auch als Reflexions- und Handlungsansatz zu verstehen, damit Supervision als Metadisziplin ihrem Auftrag gerecht wird, die personale, soziale und fachliche Kompetenz und Performanz von Berufstätigen zu sichern und zu fördern.

Zusammenfassung: „Reflexive Sinnlichkeit“ (Dreitzel) - „Emotionale Intelligenz“ (Goleman) - „sinnliche Reflexivität“ (Petzold) - Schlagworte oder nützliche Konstrukte für die Ausbildung in der Verwaltung und generell für die Praxis der Supervision?

Es werden drei Konzepte zur Erfassung übergreifender Kompetenzen von MitarbeiterInnen vorgestellt und verglichen, die für Supervision Bedeutung haben können: „Reflexive Sinnlichkeit“ (Dreitzel) - „Emotionale Intelligenz“ (Goleman) - „sinnliche Reflexivität“ (Petzold). Das von Petzold entwickelte Konzept der „sinnlichen Reflexivität“ liefert für einen integrativen Stil von Supervision und Coaching eine optimale theoretische Basis und ist gleichzeitig auch als Reflexions- und Handlungsansatz zu verstehen, durch die Supervision als Metadisziplin ihrem Auftrag gerecht wird, die personale, soziale und fachliche Kompetenz und Performanz von Berufstätigen zu sichern und zu fördern.

Schlüsselwörter: „Emotionale Intelligenz“, „sinnliche Reflexivität“, Weiterbildung in der Verwaltung, Coaching, Integrative Supervision

Summary: "Reflexive Sensuality" (Dreitzel) - "Emotional Intelligence" (Goleman) - "Sensory Reflexivity" (Petzold) - Keywords or useful constructs for training in the Administration and in general for the practice of supervision?

Three concepts are presented and compared, which can have meaning for supervision: "Reflexive Sensuality" (Dreitzel) - "Emotional Intelligence" (Goleman) - "Sensual Reflexivity" (Petzold). The concept of "sensual reflexivity" developed by Petzold provides an optimal theoretical basis for an integrative style of supervision and coaching and is at the same time understood as a reflection and action approach, through which supervision as a meta-discipline fulfills its mission, to ensure and promote the personal, social and the professional competence and performance of professionals.

Keywords: "Emotional intelligence", "sensual reflexivity", training in administration, coaching, integrative supervision

Vi. Literatur

Flammer, A. (1990): Erfahrung der eigenen Wirksamkeit. Einführung in die Psychologie der Kontrollmeinung. Bern: Huber.

Dreitzel, H.P. (1992): Reflexive Sinnlichkeit- Mensch, Umwelt, Gestalttherapie. Köln: Edition Humanistische Psychologie.

Goleman, D. (1995): Emotionale Intelligenz. München, Wien: Carl Hanser.

Petzold, H.G. (2003a) : Integrative Therapie, Modelle, Theorien und Methoden für eine schulenübergreifende Psychotherapie, Band 1-3.

Petzold, H.G (1998): Integrative Supervision, Meta-Consulting & Organisationsentwicklung. Modelle und Methoden reflexiver Praxis.. Ein Handbuch. Junfermann: Paderborn

Monika Heuring, H.G. Petzold: „Emotionale Intelligenz“ (Goleman), „reflexive Sinnlichkeit“ (Dreitzel), „sinnliche Reflexivität“ (Petzold) – Schlagworte oder nützliche Konzepte für die Supervision. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm - POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit -

Sieper, J., Petzold, H.G. (2003): Der Begriff des komplexen Lernens“ und seine

neurowissenschaftlichen und psychologischen Grundlagen.
Düsseldorf/Hückeswagen. Bei www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm –
POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale
Gesundheit – 10/2002.

Petzold, H.G., Sieper, J (2003a): Der Wille und das Wollen, Volitionen und Kovolitionen –
Überlegungen, Konzepte und Perspektiven aus Sicht der Integrativen Therapie.
Bei www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm. POLYLOGE: Materialien
aus
der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit – 04/2002.